



Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. zu erscheinen.



— Wenn ich bedenke, Eulalie, daß ich alt geworden bin, ohne Dir jemals untreu gewesen zu sein! . . .

— Mein Gott! wenn ich doch nur etwas davon gehabt hätte.

Ehescheidung.

Von Guy de Maupassant.

Der Doktor Bontran, der berühmte Pariser Advokat, der seit zehn Jahren die Ehescheidungsklagen aller nicht zusammenpassenden Ehepaare zu einem gedeihlichen Ende d. h. zur Auflösung der Ehe führt, öffnete die Thür seines Arbeits-Kabinetts und trat beiseite, um den neuen Klienten einzulassen.

Dieser war ein starker Herr mit rothem Gesichte und blondem Backenbarte. Der Advokat wies ihm einen Sessel an und wartete. Der Klient hüstelte und begann nach einer Weile:

— Ich will Sie bitten, mein Herr, in einer Scheidungs-Angelegenheit meine Vertretung zu übernehmen.

— Sprechen Sie, mein Herr, ich höre Sie.

— Mein Herr, ich war vormals Notar . . .

— Vormals?

— Ja; ich bin schon 37 Jahre alt.

— Fahren Sie fort.

— Ich habe unglücklich geheirathet, sehr unglücklich.

— Sie sind nicht der Einzige.

— Ich weiß es und beklage die Anderen. Allein, mein Fall ist ein ganz besonderer und meine Klage gegen meine Frau ist von ganz eigener Art. Doch ich will mit dem Anfang beginnen. Ich habe mich in einer sehr seltsamen Art beweidet. Wie ich Ihnen bereits sagte, war ich Notar in Rouen. Ich war nicht gerade arm, lebte aber in beschränkten Verhältnissen, die mich zu allerlei Entbehrungen nöthigten.

In meiner Eigenschaft als Notar hatte ich die Gewohnheit, die Ankündigungen der Zeitungen zu lesen, die Nachfragen und Anerbietungen, die kleinen Korrespondenzen und Heiraths-Anträge. Durch dieses Mittel war es mir wiederholt gelungen, einem Klienten zu einer vortheilhaften Heirath zu verhelfen.

Eines Tages las ich in einer Zeitung folgende Annonce:

„Süßsches Fräulein, wohl erzogen, sehr anständig, sucht ehrbaren Mann in guter Stellung zum Ehegatten. 2 1/2 Millionen Francs Mitgift. Vermittler ausgeschlossen.“

An jenem Tage dинierte ich mit zweien meiner Freunde, einem Sachwalter und einem Spinnerei-Besitzer. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch auf die Heirathen kam und ich erwähnte ihnen von dem hübschen Fräulein mit den 2 1/2 Millionen.

— Was sind denn das für Frauenzimmer? fragte der Spinnerei-Besitzer.

Der Sachwalter hatte mehrere Ehen gesehen, die auf diesem Wege zustande gekommen und gab Aufklärungen über die Sache. Dann wandte er sich an mich mit der Frage:

— Warum denkst Du bei solchen Ankündigungen nicht an Dich selbst? Sapristi! Zweiundeinhalb Millionen würden Dich mit einem Male aller Sorgen entheben!

Wir lachten alle Drei und redeten von anderen Dingen.

Eine Stunde später kehrte ich nach meiner Wohnung heim. Ich bewohnte in einem alten, finsternen Hause eine kahle, ärmliche Stube, die von einer Magd schlecht und recht in Ordnung gehalten wurde. An jenem Abend gab es im Kamin

kein Feuer und als ich fröstelnd unter meine Bettdecke schlüpfte, dachte ich an das hübsche Fräulein mit den 2 1/2 Millionen Francs; ich dachte dann noch lange, lange an sie, so daß der Schlaf sich nur spät einstellte.

Und als am folgenden Morgen die Magd mir mein Frühstück aus einem benachbarten kleinen Gasthause brachte, — eine verbrannte Côtelette und dazu ein Fläschchen sauren Landwein — da dachte ich abermals an das hübsche Fräulein mit den 2 1/2 Millionen, diesmal sehr ernstlich.

Wer war sie? warum sollte ich ihr nicht schreiben? warum sollte ich nicht wenigstens zu erfahren suchen, was an der Sache sei?

Vierzehn Tage lang ward ich den Gedanken nicht mehr los. Er hatte sich meiner ganz bemächtigt. In meiner Einbildung hatte ich mir schon ihre ganze Geschichte zurechtgelegt. Wenn man eine Sache wünscht, mein Herr, stellt man sich sie so vor, wie man sie hofft. Es war gewiß auffallend, daß ein junges Mädchen aus guter Familie, mit einer so ansehnlichen Mitgift, im Wege der Zeitungen eine Verheirathung suche. Indessen war es dennoch möglich, daß dieses Mädchen ehrenhaft und unglücklich sei. Anfänglich hatten die 2 1/2 Millionen mich nicht geblendet. Wenn man fleißig diese Art von Ankündigungen liest, gewöhnt man sich an Heiraths-Anträge mit 6, 8, 10 Millionen. Die Summe von 6 Millionen ist sehr beliebt. Ich weiß sehr wohl, daß dergleichen große Zusicherungen nicht geglaubt werden. Aber man macht sich allgemach mit bedeutenden Ziffern vertraut und hält eine Mitgift von 2 1/2 Millionen für nicht so ganz unmöglich.

Die Geschichte, die ich mir zurechtmachte, war folgende. Ein junges Mädchen, die natürliche Tochter eines reichen Emporkömmlings und einer Kammerzofe, hatte plötzlich ihren Vater beerbt und zugleich von dem Makel Kenntniß erlangt, der auf ihrer Geburt haftete. Um nun dieses Geheimniß nicht irgend einem Manne enthüllen zu müssen, der ihr seine Liebe entgegenbringen würde, wandte sie sich an die unbekanntesten Männer durch dieses sehr gebräuchliche Mittel, welches das Geständniß eines „Geburtsfehlers“ gleichsam in sich schließt.

Diese Annahme war blöd, aber ich hielt fest an ihr. Ein Notar sollte nie Romane lesen und mein Unglück ist, daß ich deren gelesen habe. Ich schrieb denn an das hübsche Fräulein als Notar, im Namen eines Klienten, und wartete auf die Antwort.

Fünf Tage später, gegen 3 Uhr Nachmittags, meldete mir mein Gehilfe, es sei ein Fräulein Chantefrise da und wünsche mich zu sprechen.

— Lassen Sie sie eintreten.

Es erschien eine Dame von etwa 30 Jahren, von starkem Körperbau, braun, mit verlegener Miene.

— Setzen Sie sich, mein Fräulein.

Sie nahm Platz und flüsterte:

— Ich bin's, mein Herr.

— Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, mein Fräulein.

— Ich bin die Person, der Sie geschrieben haben.

— Wegen der Heirath?

— Ja.

— Oh, sehr gut, sehr gut!

— Ich bin selbst gekommen, weil man die Dinge am besten selbst abmacht.

— Das ist auch meine Ansicht, mein Fräulein. Sie möchten also heirathen?

— Ja, mein Herr.

— Haben Sie Verwandte?

Sie senkte die Blicke und sagte nach einigem Zögern mit stockender Stimme:

— Nein, mein Herr . . . meine Mutter . . . und mein Vater . . . sind todt.

Ein Zittern ging durch meine Glieder. Ich hatte also richtig gerathen. Zugleich erwachte in mir eine lebhaftere Zuneigung für dieses arme Geschöpf. Um ihre Empfindlichkeit zu schonen verweilte ich nicht länger bei dieser Frage und fuhr fort:

— Ihr Vermögen ist ein gesichertes?

— Oh ja, mein Herr! erwiderte sie ohne zu zögern.

Ich betrachtete sie aufmerksam und muß sagen, daß sie mir gefiel, obgleich ich sie etwas reif fand, reifer als ich gedacht hatte. Sie war eine hübsche, starke Person, ein „Kapitalweib“ was man sagt. Und es kam mir der Einfall, ihr eine kleine Gefühls-Komödie vorzuspielen, mich in sie zu verlieben, mich an die Stelle meines erfundenen Klienten zu setzen, — vorausgesetzt, ich würde die Ueberzeugung gewinnen, daß es mit ihrer Mitgift seine volle Wichtigkeit habe. Ich sprach ihr von diesem Klienten, den ich ihr als einen traurigen, etwas kränklichen, aber sehr ehrenwerthen Mann schilderte.

— Oh, mein Herr! rief sie lebhaft, — ich liebe nur die gesunden Leute.

— Nun, Sie werden ihn ja sehen, mein Fräulein, aber erst in 3—4 Tagen, denn er ist gestern nach England abgereist.

— Ach, das ist sehr unangenehm, erwiderte sie.

— Mein Gott! . . . je nachdem . . . Haben Sie es eilig, heimzukehren?

— Nein, durchaus nicht.

— Nun, so bleiben Sie hier. Ich werde mich nach Kräften bemühen, Ihnen die Zeit zu vertreiben.

— Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr.

Sind Sie in einem Gasthose abgestiegen?

Sie nannte mir das erste Hôtel von Rouen.

— Nun denn, mein Fräulein, wollen Sie Ihrem künftigen . . . Notar gestatten, Ihnen heute Abend ein Diner anzubieten?

Sie war unentschlossen und zögerte. Doch nach einer Weile sagte sie:

— Ja, mein Herr.

— Ich werde Sie um 7 Uhr in Ihrem Gasthose abholen.

— Sehr wohl, mein Herr.

*

Ich sprach pünktlich bei ihr vor. Sie hatte zum Diner elegante Toilette gemacht und empfing mich sehr kokett.

Ich führte sie in ein Speisehaus, wo man mich kannte, und bestellte ein feines Mahl.

Eine Stunde später waren wir sehr befreundet mit einander und sie erzählte mir ihre Geschichte. Sie war die Toch-

ter einer großen Dame, die von einem Cavalier verführt worden. Sie war bei Landleuten erzogen worden und hatte ihren Vater und ihre Mutter beerbt. Von da stammte ihr großes Vermögen her. Den Namen ihrer Eltern verschwieg sie mir und sie fügte hinzu, daß sie um nichts in der Welt zu bewegen wäre, sie zu nennen. Da mich in diesem Punkte die Neugierde nicht sonderlich quälte, befragte ich sie über ihr Vermögen. Sie sprach darüber ohne Zögern, als praktische Person, die ihrer Sache sicher ist, in den Ziffern, Zinsen, Papieren, Werthanlagen gründlich Bescheid weiß. Ihr Verständniß in diesen Dingen flößte mir sogleich großes Vertrauen ein und ich wurde galant zu ihr. Ich legte mir Zurückhaltung auf, gab ihr aber zu verstehen, daß sie mir recht gut gefalle.

Sie begann sich zu zieren, aber nicht ohne Anmuth. Ich bot ihr Sekt an und trank auch selber, was meine Gedanken ein wenig verwirrte. Ich fühlte, daß ich im Begriffe stand, unternehmend zu werden und hatte Angst vor mir selber, noch mehr Angst vor ihr, daß sie den Kopf verlieren und unterliegen könnte. Um mich ein wenig zu beruhigen, begann ich wieder von ihrer Mitgift zu reden. Die Sache müsse völlig ins Reine gebracht werden, sagte ich, denn mein Klient sei ein Geschäftsmann.

Sie erwiderte heiter:

— Oh, ich weiß; ich habe alle Belege mitgebracht.

— Wie? Sie haben sie hier in Rouen?

— Jawohl, in meinem Hôtel.

— Können Sie mir sie zeigen?

— Gewiß.

— Heute noch?

— Sogleich, wenn Sie wollen.

Dies rettete mich in jeder Weise. Ich bezahlte die Rechnung und begleitete die Dame in ihren Gasthof.

Sie hatte in der That alle ihre Papiere mitgebracht. Ich konnte nicht zweifeln, denn ich hatte sie vor Augen, konnte sie betasten und lesen. Dies erfüllte mich mit einer so tollen Freude, daß ich ein unwiderstehliches Verlangen empfand, sie zu küssen. Und meiner Trennung, ich küßte sie einmal, zweimal, zehnmal, schließlich so viel und so gründlich, daß mit Hilfe des Champagners ich unterlag oder vielmehr — sie unterlag.

Ach, mein Herr, welch' ein Gesicht machte ich nachher, und sie erst! Aus ihren Augen flossen die Zähren, wie aus einem Springbrunnen; dabei flehte sie mich an, ich möge sie nicht verrathen, nicht ins Verderben stürzen. Ich versprach Alles was sie wollte und entfernte mich in einem unbeschreiblichen Seelenzustande.

Was war zu thun? Ich hatte eine Klientin mißbraucht. Das hätte nichts zu bedeuten gehabt, wenn ich einen Klienten für sie gehabt hätte, aber ich hatte keinen. Ich selbst war der Klient, der naive, von mir selbst betrogene Klient. Welche Lage! Ich konnte sie allerdings im Stich lassen . . . aber die Mitgift, die schöne, sichere, greifbare Mitgift! Und dann, hatte ich auch das Recht, die Aermste im Stich zu lassen, nachdem ich sie in solcher Weise überrumpelt hatte? Und wenn ich sie nicht verließ, welch' ein sorgenvolles Leben mußte das später werden! Wie wenig zuverlässig war eine Frau, die so leicht unterlag! . . .

Ich verbrachte eine schreckliche Nacht, von Gewissensbissen und Aengsten gefoltert. Aber am Morgen ward es licht in meinem wüsten Kopfe. Ich kleidete mich mit Sorgfalt an und sprach um eils Uhr in dem Gasthose vor, wo sie wohnte.

Als sie mich erblickte, erröthete sie bis an die Haarwurzeln.

Ich sagte ihr:

— Mein Fräulein, ich kann nur Eines thun, um mein Unrecht gut zu machen: Ich bitte Sie um Ihre Hand.

Sie schlug die Augen nieder.

— Sie ist Ihnen bewilligt, stammelte sie.

Und ich nahm sie zur Frau.

*

Die ersten sechs Monate ging Alles gut. Ich hatte meine Kanzlei verkauft und lebte als Rentier; ich lebte sehr zufrieden und hatte meiner Frau nicht den geringsten Vorwurf zu machen.

Allein, ich machte allmählig die Wahrnehmung, daß sie von Zeit zu Zeit längere Ausgänge zu machen hatte. Dies geschah an bestimmten Tagen, eine Woche am Dienstag, die andere Woche am Freitag. Ich hielt mich für betrogen und folgte ihr nach. Es war an einem Dienstag. Sie ging gegen ein Uhr zu Fuße fort, ging die Republik-Strasse hinab, dann durch die große Brücken-Strasse bis zur Seine und dann über die Peter-Brücke ans jenseitige Ufer. Von diesem Augenblicke an schien sie unruhig, wandte sich häufig um und spähte nach allen Leuten, denen sie begegnete. Ich hatte mich in der Tracht eines Arbeiters verummmt, so daß sie mich nicht erkennen konnte.

So erreichte sie den Bahnhof. Ich zweifelte nicht länger; ihr Geliebter mußte mit dem um ein Uhr 45 Minuten eintreffenden Zuge ankommen.

Ich mengte mich unter die Gepäckträger und wartete. Ein langer, schriller Pfiff, der Zug rollt in die Halle, die Coupéthüren werden geöffnet und der Strom der Reisenden ergießt sich auf den Perron. Sie eilt hinzu und schließt ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren in die Arme, das in Begleitung einer dicken Bäuerin angekommen ist. Sie küßt das Kind leidenschaftlich, dann wendet sie sich um. Jetzt erblickt sie ein zweites, jüngeres Kind, das eine andere Bäuerin auf dem Arme trägt. Sie wirft sich jetzt auf das kleinere, preßt es heftig an die Brust, und dann entfernt sie sich mit den beiden Babys, gefolgt von den zwei Kindesfrauen, nach der langen, einsamen Allee am Stromufer.

Entsetzt, außer mir kehrte ich heim; ich begriff und begriff wieder nicht; denn ich wagte nicht an die Wahrheit zu glauben.

Als sie zur Essenszeit nach Hause kam, stürzte ich mich auf sie.

— Wer sind die Kinder? heulte ich.

— Welche Kinder?

— Diejenigen, die Du auf dem Bahnhose erwartest hast.

Mit einem lauten Jammerschrei sank sie ohnmächtig zusammen. Und als sie das Bewußtsein wieder erlangte, gestand sie mir in einer Fluth von Thränen, daß sie vier Kinder habe. Ja, mein Herr: vier Kinder, zwei für Dienstag, zwei für Freitag, zwei Knaben und zwei Mädchen. Oh, welche Schmach!

jedes Kind hatte einen andern Vater und diese vier Väter hatten die Mitgift geliefert.

Was soll ich nun thun, mein Herr? was rathen Sie mir?

Ohne einen Augenblick zu zögern erwiderte der Advokat mit tiefem Ernste:

— Sie müssen Ihre Kinder anerkennen, mein Herr!



Gedanken eines Frühjahrsflaneurs.

Die Männer haben in der Regel den Frauen gegenüber so viele Rechte — als sie sich nehmen.

*

Ich habe noch keinen solchen Tugendhelden gesehen, der eine Frau von dem Fehltritt zurückgehalten hätte, welchen sie zu thun im Begriffe war.

*

Wenn eine Frau den Pfad des Guten verlassen will, finden sich ihr hundert Wegweiser.

*

Wenn ein Don Juan heirathet, so bedeutet Dies, daß er kapitulirt.

*

Der Kuß ist ein Reisepaß nach dem Himmel.

*

Viele Mädchen sehnen sich nicht so sehr nach einem Ehegatten, als nach der Ehe.

*

Ist es einem Manne gelungen, in einer Frau das Verlangen zu erwecken, dann hängt es nur von ihm ab, es auch zu befriedigen.

*

In der großen Natur ist der Mann ein erhabener Gedanke, die Frau ein pikanter Einfall.

*

Auf der Bühne der Ehe ist die Frau die Intrigantin, der Mann der Lustigmacher, der Hausfreund das lachende Publikum.

*

Der ehrgeizigste Dichter ruht lieber auf einem schönen Frauenbusen, als auf seinen Lorbernen.

*

Die Liebe ist eine Spielparthie, bei der die „Kibitze“ ausgeschlossen sind und der Haupttrumpf zuletzt ausgespielt wird.



Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre. §

III. Das Neujahrs Geschenk.

I.

„Und was wirst Du mir zum Neujahrs-Geschenk darbringen?“ fragte Herr Mouillechat seine Frau.

— Mein lieber Mann, ich sagte Dir schon, daß ich Dir zu Neujahr eine Ueberraschung bereiten werde. Wenn Du zu neugierig bist, bekommst Du gar nichts.

— Theure Amaranthe!

— Mein lieber, kleiner Ignaz!

Und die Gatten vereinigten sich in einem langen Kusse, von welchem mir nur die Hälfte angenehm gewesen wäre, diejenige Hälfte nämlich, die von den rothen Lippen der Frau Mouillechat geboten wurde.

Ich beeile mich, dem Leser zu sagen, daß Herr Mouillechat Gerichts-Vollzieher war, und zwar einer der grausamsten und unerbittlichsten seines Standes. Dies hinderte ihn aber nicht, zuhause ein sehr jovialer und gemüthlicher Herr zu sein.

Die rührende Eintracht, in der das Ehepaar Mouillechat lebte, war ein Gegenstand der Bewunderung des ganzen Stadtviertels. Niemals trübte das geringste Wölkchen die Ruhe und Zufriedenheit ihres ehelichen Zusammenlebens. Herr Mouillechat besaß jene Heiterkeit, die solchen Ehemännern eigen ist, welche niemals an der Tugend ihrer Frau gezweifelt haben. Frau Mouillechat ihrerseits hatte jene innere, aber doch auch äußerlich sichtbare Zufriedenheit, die nur bei Frauen anzutreffen ist, welche einen Liebhaber haben, mit dem sie völlig zufrieden sind. Denn das Geheimniß dieser so glücklichen und mit Recht als musterhaft bezeichneten Ehe lag eben in diesem Einklang eines bewährten Vertrauens und eines tadellosen Muthes. Frau Mouillechat hatte ihre Grundsätze und betrog ihren Gatten immer nur mit einem Anbeter auf einmal. Auch Herr Mouillechat hatte seine Prinzipien und würde sich nicht für ein Königlich so weit erniedrigt haben, seine Frau zu überwachen. Wie sollten solche zwei kluge Wesen nicht vollkommen glücklich sein?

Im vorigen Jahre besleidete unser Freund Cadet-Bitard die Stelle des Herzensfreundes bei Frau Mouillechat. Er hatte

Amaranthe auf dem Omnibus kennen gelernt, zwischen Elichy und dem Odeon. Auf dem Moncey-Platz hatten sie einander angeschaut, bei der Notre-Dame-Kirche fanden sich ihre Füße, beim Palais-Royal erklärten sie einander, daß sie sich gegenseitig gefielen und bei der Sulpizius-Kirche vereinbarten sie ein Rendezvous. Die einzelnen Stationen dieser volksthümlichen Lohnfuhrwerke haben keinen andern ernstlichen Zweck, als diese Annäherung zwischen verwandten Seelen. Keine andere Unternehmung hat in dem Maße wie diese zur Entwicklung des Ehebruchs beigetragen. Sie bietet die zweifache Gewähr der leichten und häufigen Begegnungen einerseits, da alle fünf Minuten ein Wagen abgeht, und einer vollkommenen Sparsamkeit andererseits, da die Damen, welche diese Fuhrwerke benützen, in der Regel bescheidene Gewohnheiten haben. Man muß ein Narr sein, um seine Geliebte anderwärts zu suchen. Ganz besonders aber empfiehlt sich die Linie Elichy-Odeon, welche den Verkehr zwischen zwei volkreichen Stadtvierteln vermittelt, in welchen es von schönen Frauen und Mädchen wimmelt.

Da Herr Mouillechat seine Amtskanzlei in der Wohnung hatte, waren die beiden Liebenden übereingekommen, zu ihren Zusammenkünften eines jener gastfreundlichen Hôtels zu benützen, in welchen diese wandernden Pärchen mit einer gewissen eigennütigen Achtung behandelt werden und in welchen manchmal auch naive Provinz-Familien absteigen. Aber es war der holdeste Traum der beiden Verliebten, sich eines Tages mit jenem traulichen Wohlbehagen anzugehören, das eine Frau nur in ihrem eigenen Zimmer genießen kann und welches den wahren Verliebten nichts Anderes zu ersetzen vermag. Die Furcht, ihren Ruf zu gefährden, verhinderte Frau Mouillechat, Herrn Cadet-Bitard in seiner Junggesellen-Wohnung zu besuchen und dieser konnte aus dem bereits oben bezeichneten Grunde nicht zu ihr kommen.

Doch endlich kam der heiß ersehnte Tag. Am 31. Dezember, dem Tage vor Neujahr, sollte die Kanzlei des Herrn Mouillechat geschlossen bleiben und dieser den ganzen Sylvester-Abend bei einem Banket zubringen, welches seine Berufsgenossen vereinigte und für welches diese Herren geseligen Verfolger der säumigen Schuldner das ganze Jahr hindurch ein Perzent der von ihnen eingetriebenen Gebühren in eine Sparbüchse thaten, was schließlich eine hübsche Summe ausmachte, — wie ich versichern kann.

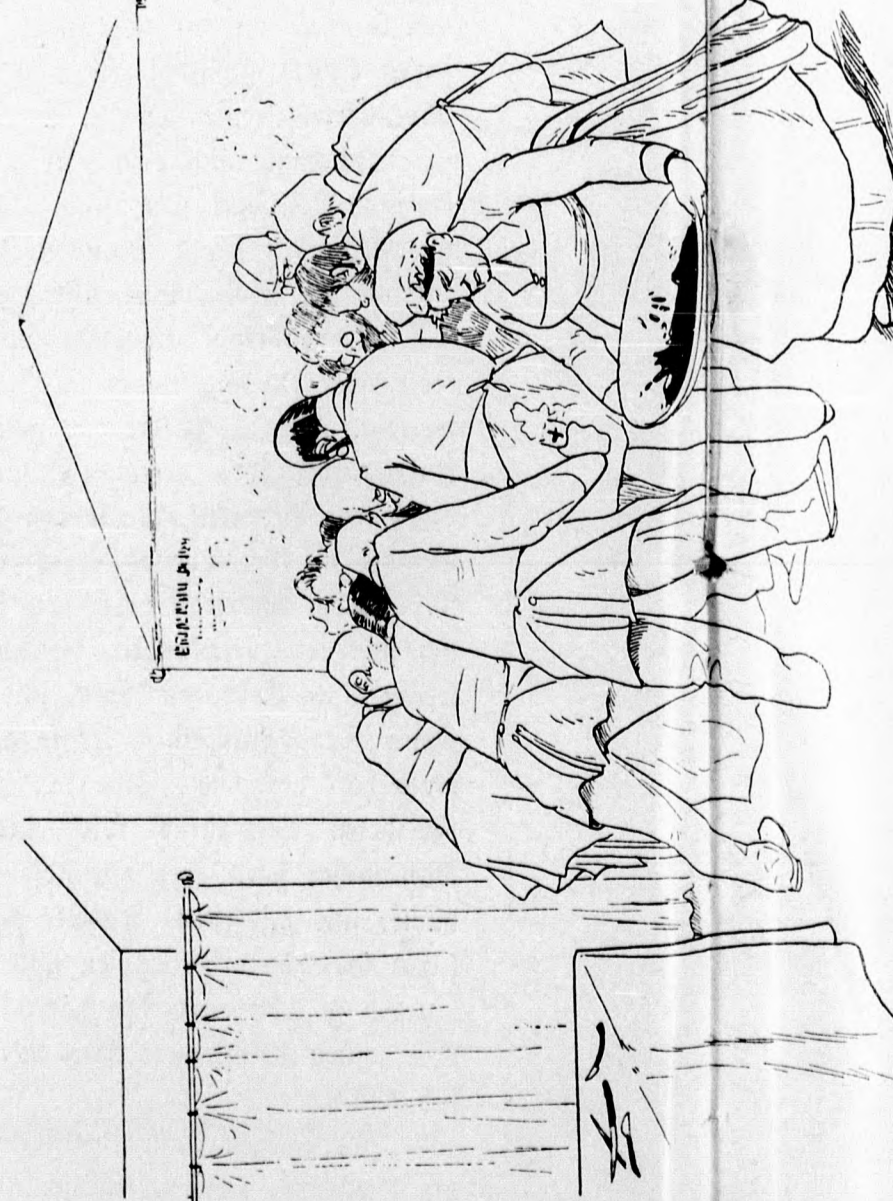
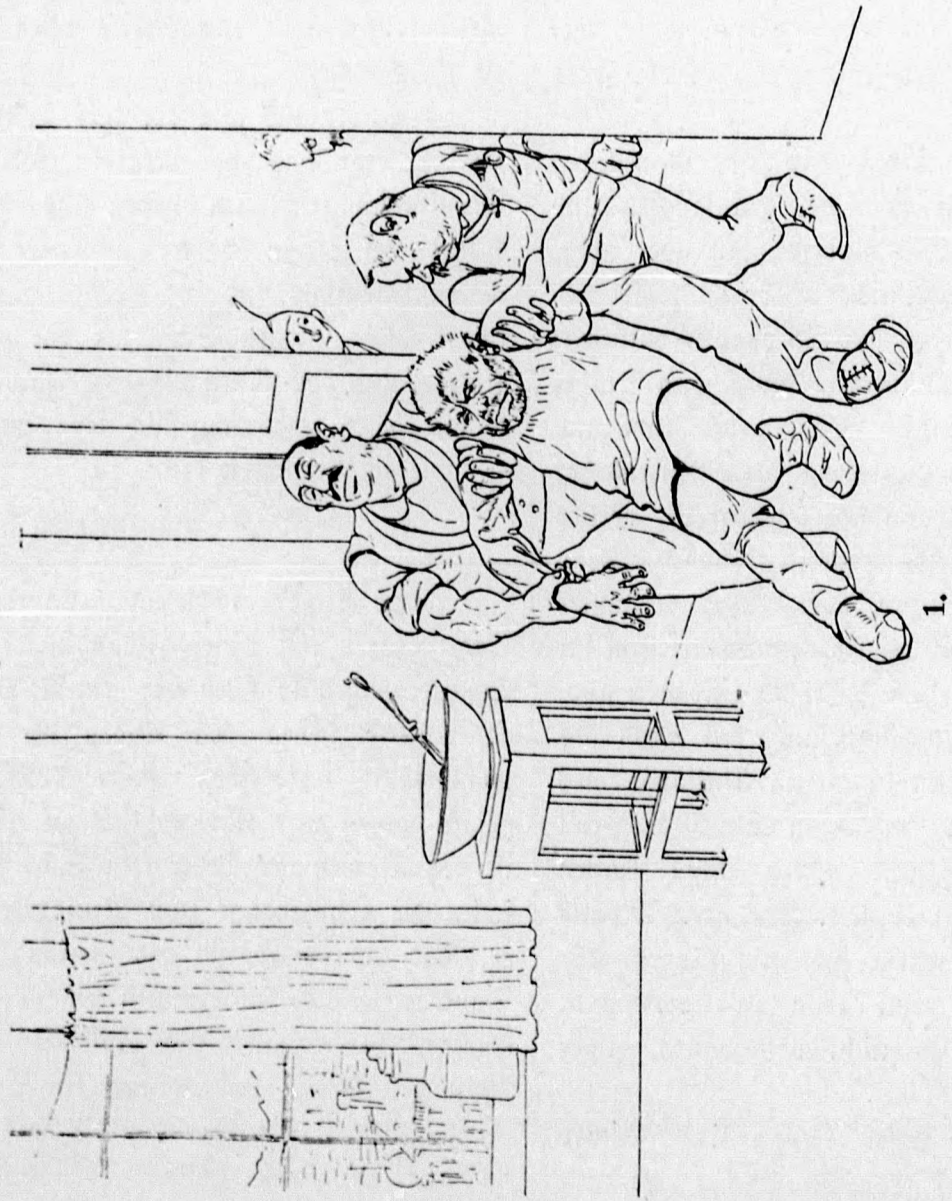
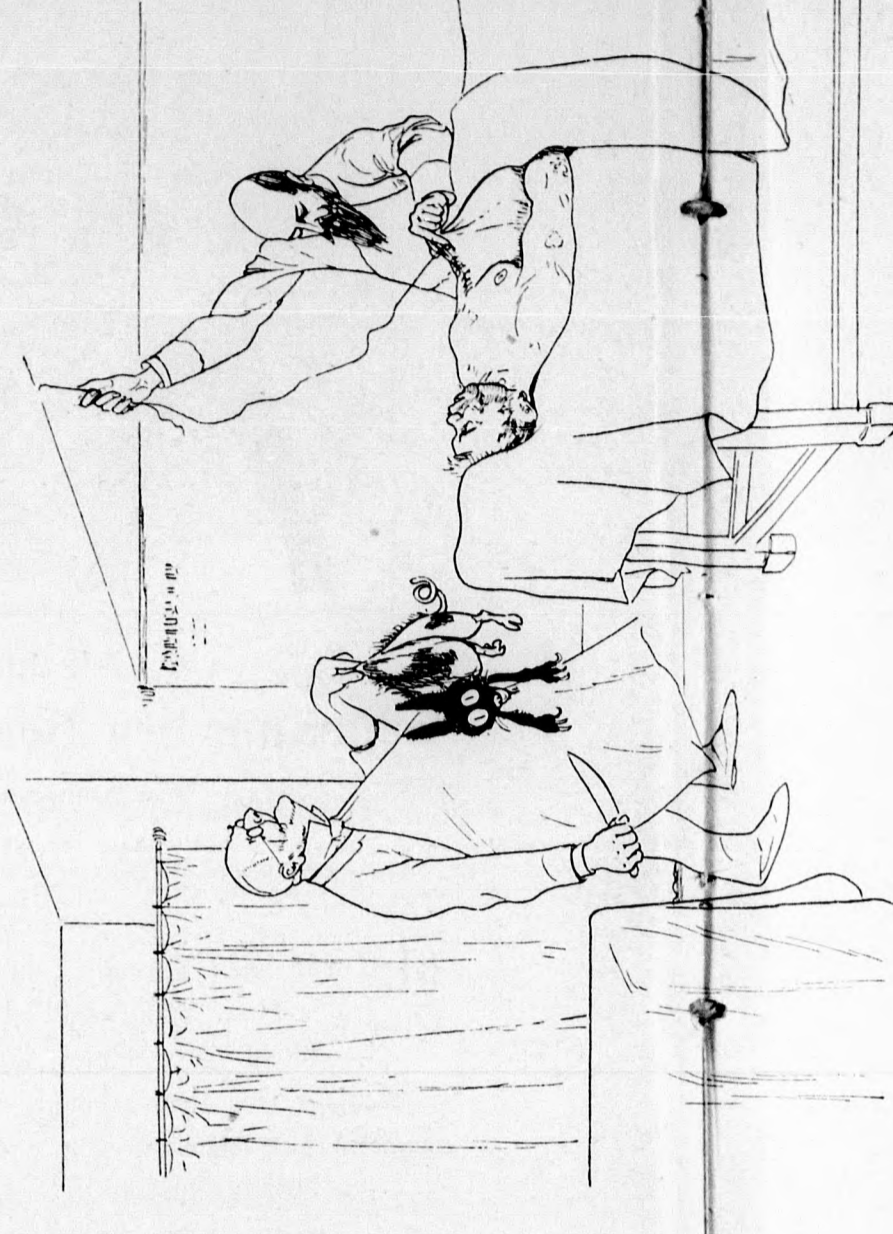
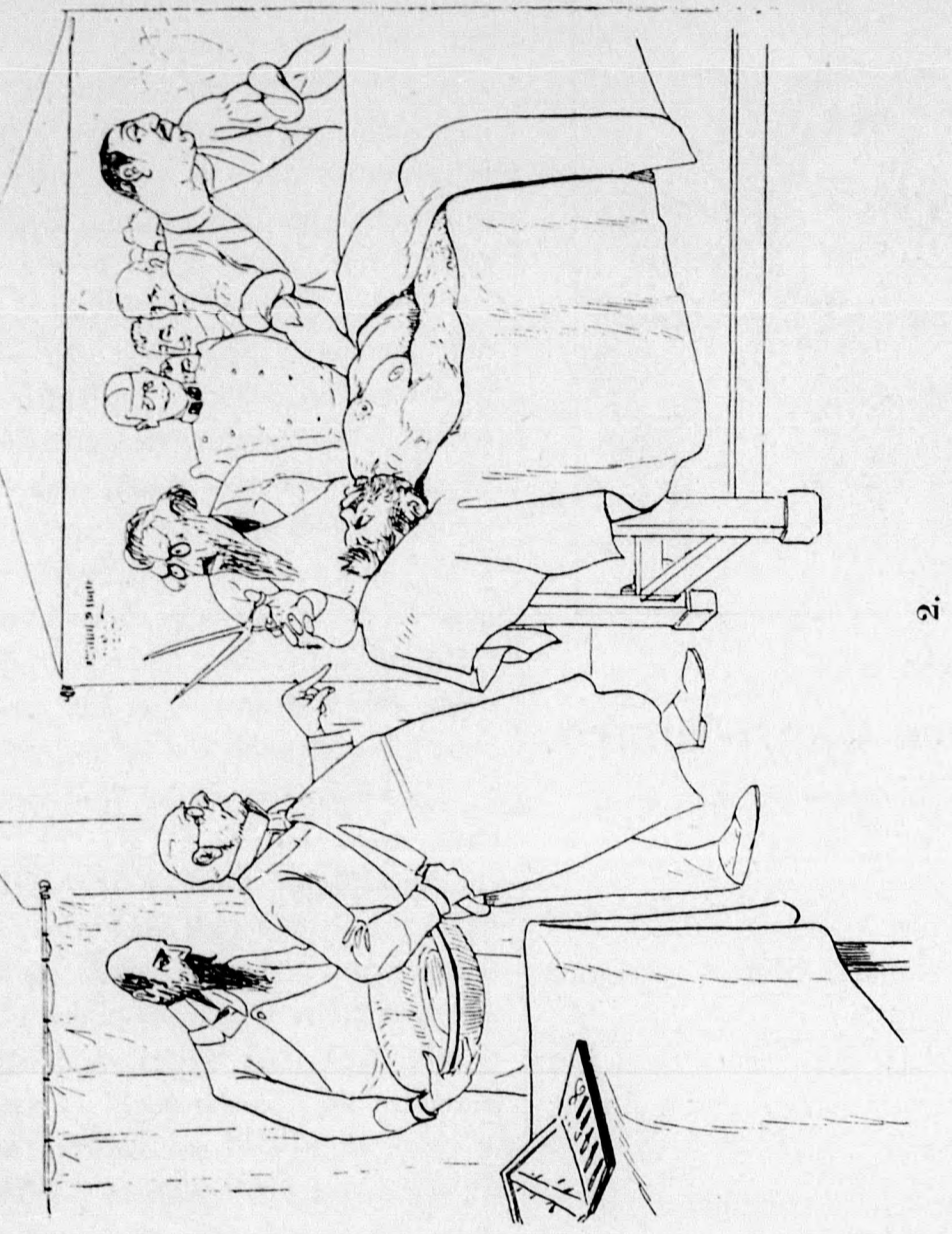
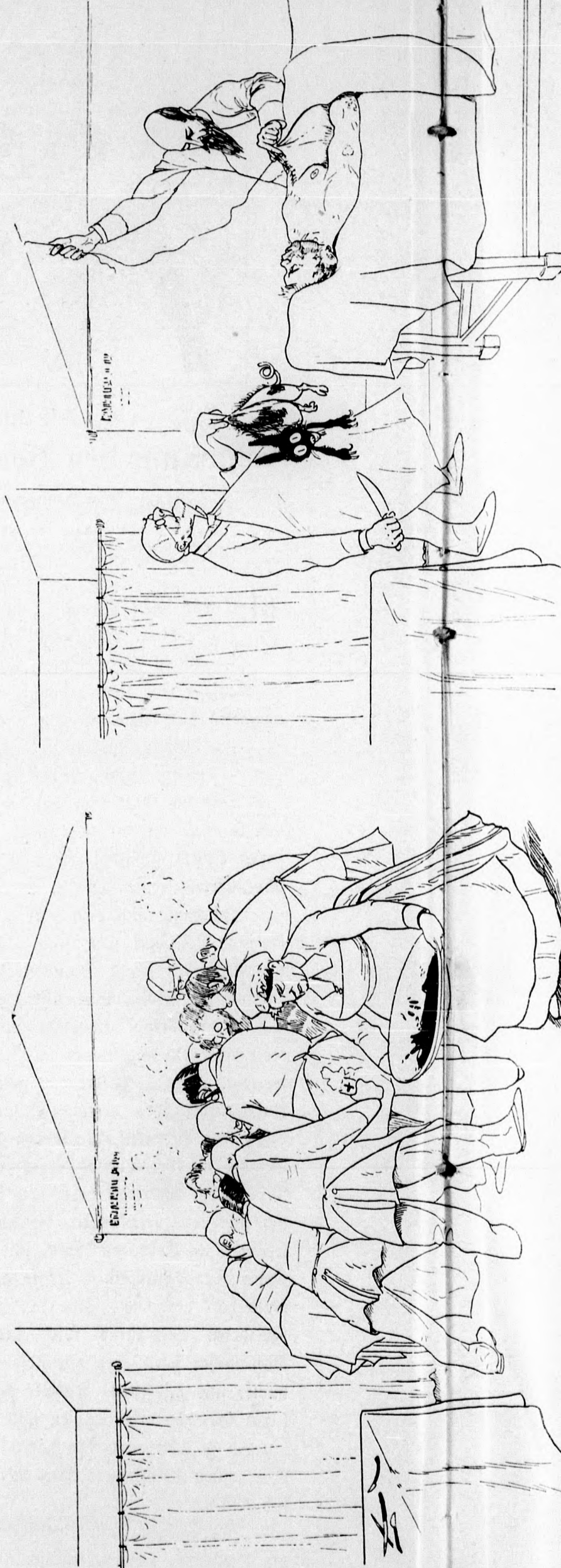
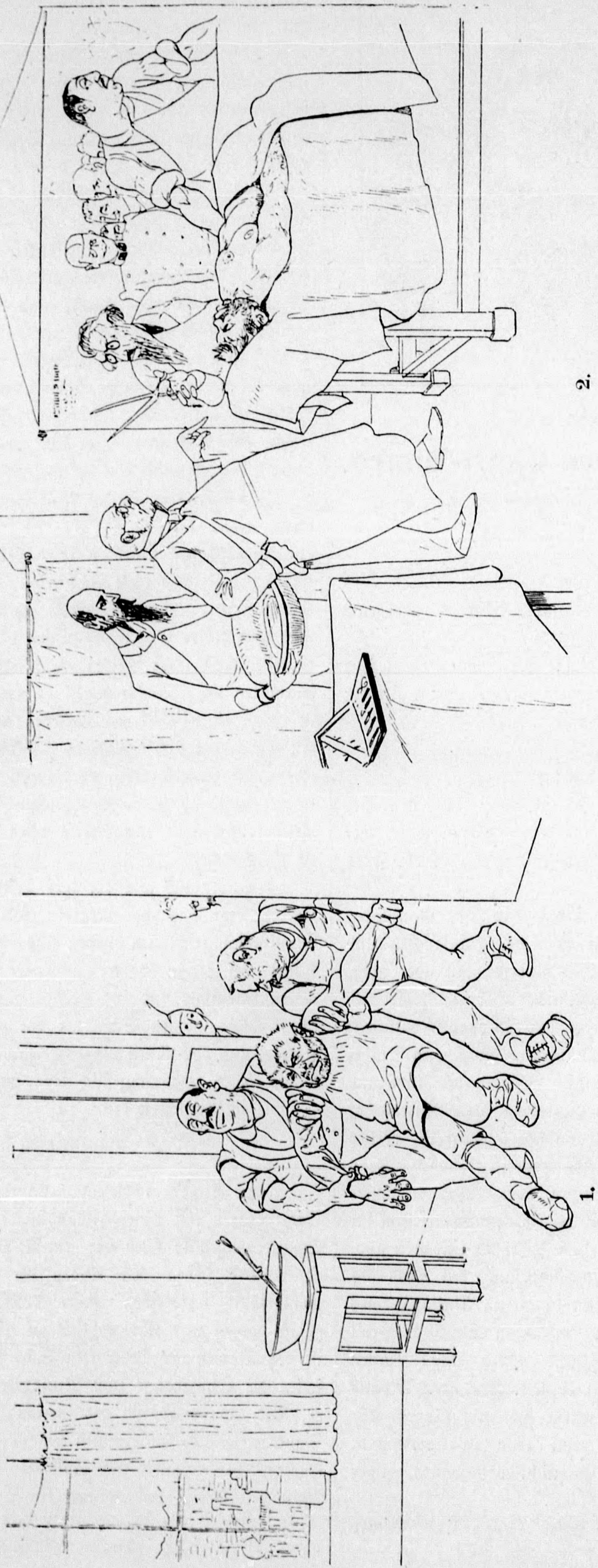
II.

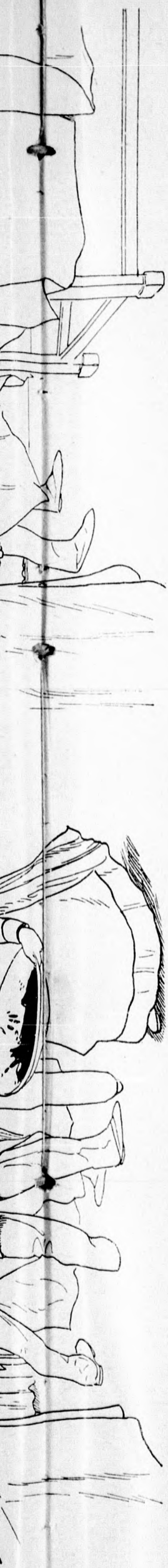
Drei Tage vor diesem gesegneten Termin machte Herr Cadet-Bitard mit seiner Freundin einen kleinen, verstoßenen Spaziergang und blieb vor einem Schaufenster im Marais-Stadtviertel stehen. Die Augen der Frau Mouillechat ruhten wohlgefällig auf einem Paar Solitäre, die als Ohrgehänge gefaßt waren und sehr wohlfeil zu sein schienen. Cadet-Bitard ist den Damen gegenüber kein Schmutzian. „Amaranthe, Sie sollen die Ohrgehänge zum Neujahrs-Geschenk bekommen“ sagte er. Und als die Gattin des Gerichts-Vollziehers, trunken von Dankbarkeit, ihm zu erzählen begann, wie sie ihrem Gatten einreden werde, daß dieses prächtige Geschenk von einer Erbschaft herstamme, bemerkte er ein Paar Manchettenknöpfe in der Form des Eiffelthurmes, die er so lächerlich fand, daß er sie seiner Geliebten zeigte. „Ich will sie für meinen Mann

La bête humaine.

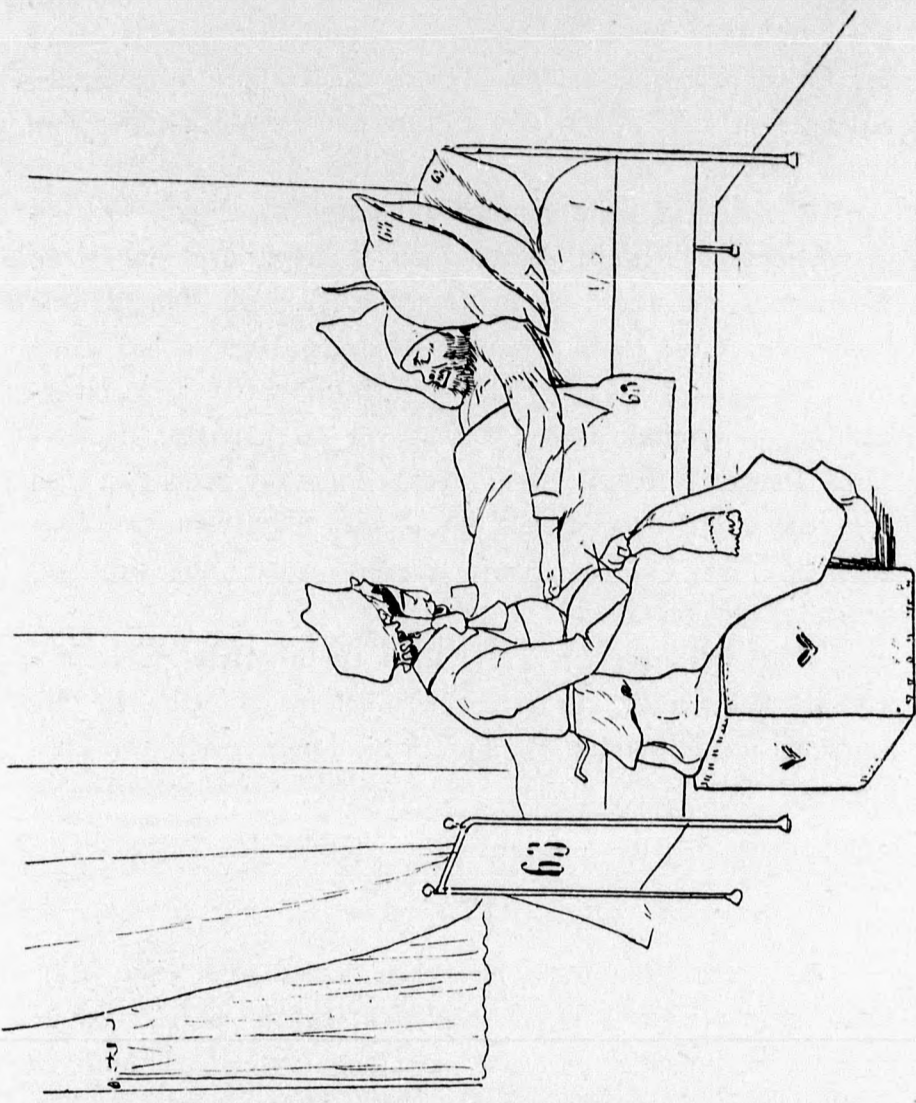
(Die Bestie im Menschen.)

Humoreske von A. Toudr.





4.

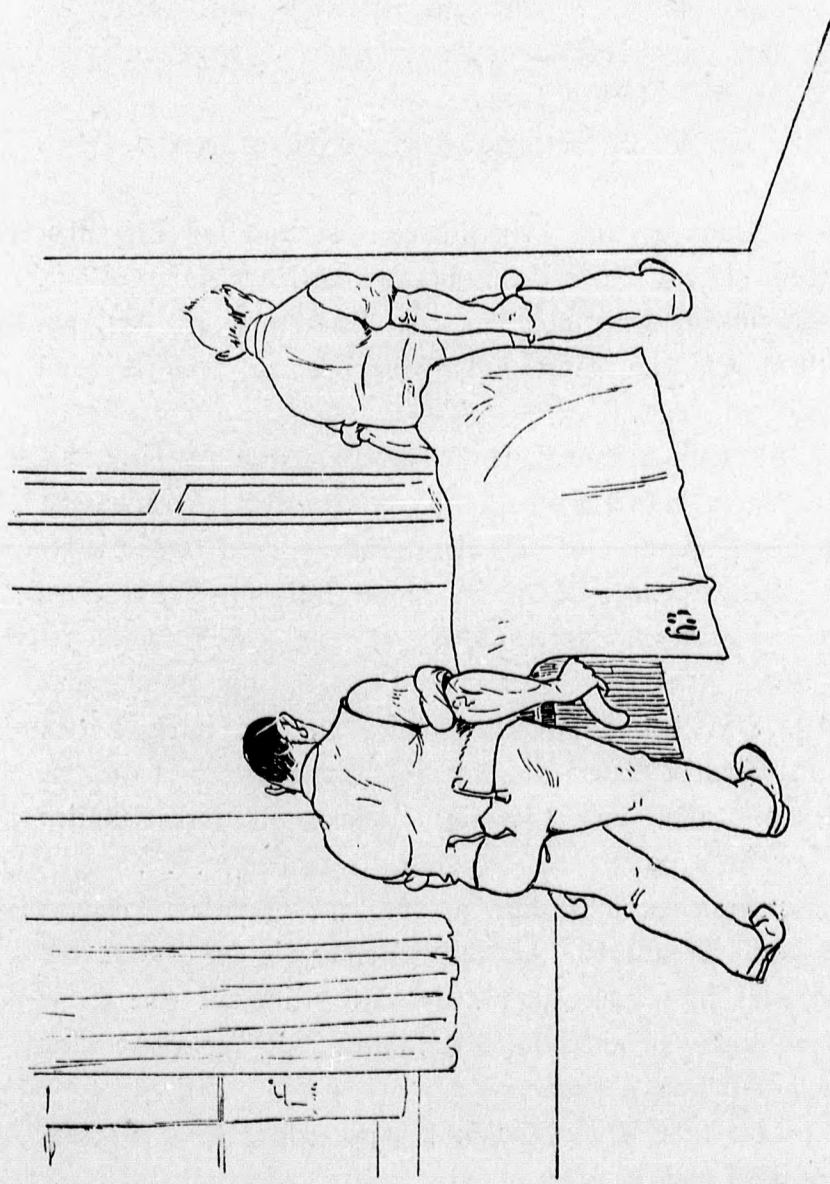


6.

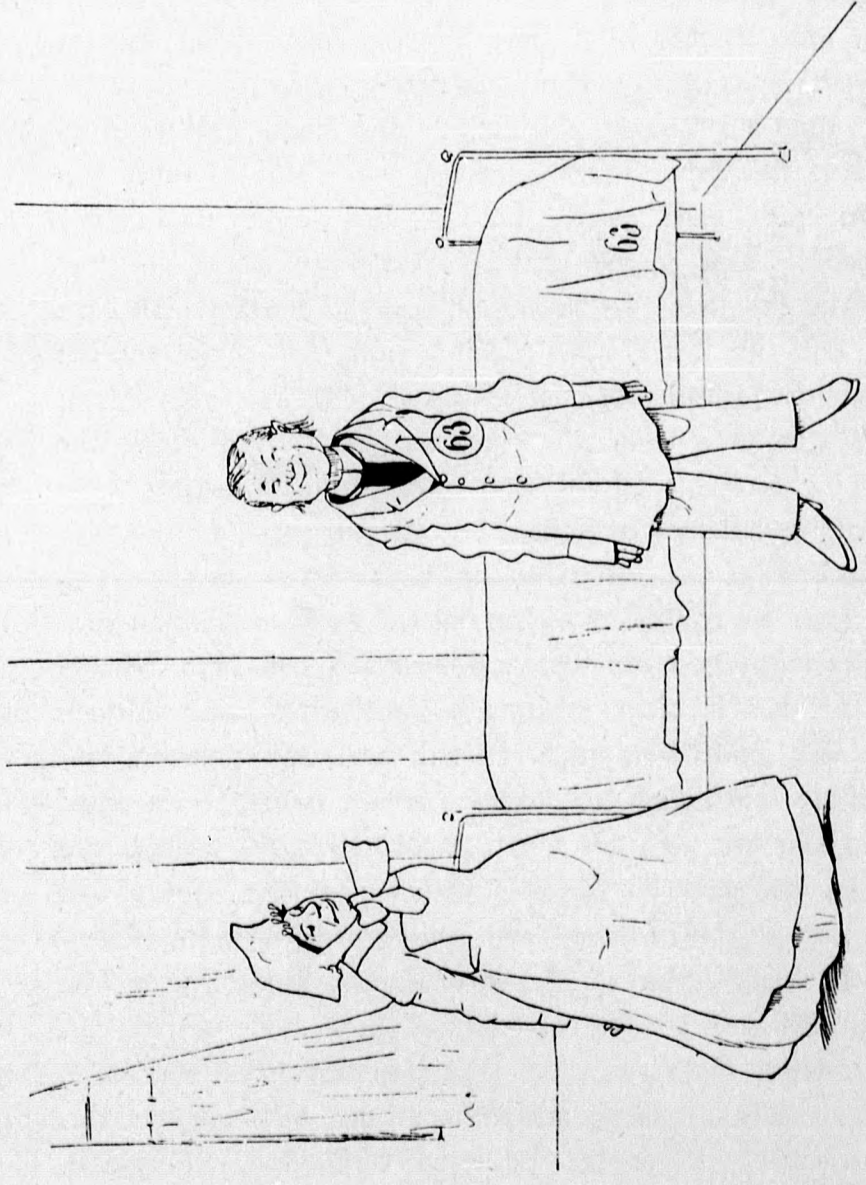


8.

3.



5.



7.

kaufen!“ rief Amaranthe munter aus. „Gestatten Sie, daß ich sie Ihnen ebenfalls anbiete und mit den Ohrgehängen zugleich überbringe, erwiderte Cadet-Bitard mit zärtlicher Stimme. Es wird mir ein süßes Bewußtsein sein, daß Sie an mich denken, wenn Sie die Knöpfe an dem Hemde Ihres Gatten sehen.“

Die Zartheit dieser Aufmerksamkeit erpreßte der gefühlvollen Spießbürgerin eine Thräne; sie drückte Cadet die Hand und sagte: „Du gehörst zu Denjenigen, von denen man Alles annehmen kann. Großmüthiger!“

Niemals hatte ein Compliment ihn so angenehm berührt und auch er fühlte seine Augen feucht werden. Die aufrichtigen Seelen genießen manchmal solche reine Freuden, von welchen die Schopenhauerianer keine Ahnung haben. Wer vermöchte auch ohne Beleidigung der ewigen Götter gegen das irdische Dasein lästern können, so lange an warmen Sommerabenden, in traulichen, duftigen Zimmern die Frauen der Anderen, oder auch die eigenen, uns in ihre Arme schließen, uns zu Gefangenen ihrer Lippen machen, köstlich schamlos in ihrer Nacktheit, die Haare auf den Polstern ausgebreitet, wie ein Netz von goldgelber Seide? . . .

III.

So war das Gemach, in welchem Frau Mouillechat ihren Galan empfing an diesem denkwürdigen letzten Tage des letzten Jahres und so war auch ihr Kostüm, das wohl verdient, ein wenig geschildert zu werden. Kaum war Cadet-Bitard gekommen und hatte den Kiegel vorgeschoben, (die Dienstboten hatte man mit den Hühnern schlafen geschickt) als Frau Mouillechat an ihre Toilette schritt, die eigentlich in einem Halsbände von blaßrosa Seide bestand. Und wie herrlich stand ihr dieses Kostüm und wie war es geeignet zu dem Zeitvertreib, dem sie sich mit ihrem Herzensfreunde alsbald widmete!

Und die Neujahrs-Geschenke? Sie waren nicht vergessen worden. Als Cadet-Bitard gekommen war, hatte er seiner Geliebten zwei ganz gleiche Döschen überreicht. „Das ist das Deinige!“ hatte er voll zärtlicher Leidenschaft gesagt — „und Das ist das meine“ — hatte er lachend hinzugefügt. Sie hatte das erste in ihre Tasche geschoben und das zweite auf den Kaminsims gestellt, ohne die Geschenke auch nur anzuschauen, so sehr begehrte sie nach den süßeren Freuden der Liebe. Und auch ihn verlangte es heiß nach einer Verjüngung seiner Zärtlichkeit, in welcher der Zauber der Erinnerung sich mit dem Reize der Hoffnung vermählen sollte. Er sollte nun alle früheren Küsse durchkosten in diesem süßeren Kusse, alle vergangenen Umarmungen in dieser freieren Umarmung, alle halb genossenen Wonnen in dieser endgültigen und vollkommenen Wonne.

Und welch' eine weise Art war dies, das Jahr zu beschließen! Es stimmt die Menschen immer traurig, einen neuen Stein von der Zeit, die wir zu leben haben, sich loslösen und in dem Abgrunde der Ewigkeit versinken zu sehen. Wieder ein Lenz weniger, dessen Frische wir genießen dürfen in den blühenden Dörfern; wieder ein Sommer weniger, dessen wir uns im kühlen Schatten der Gärten erfreuen dürfen; ein Herbst weniger, dessen Gold von dem launischen Winde entführt wird. Nur die göttliche Musik der Küsse vermag diese immer wieder sich erneuernde Klage des Scheidens verstummen zu machen. Nur die lebendige Wärme der Liebfosungen vermag dem kalten

und verzweifelnden Herzen seinen rascheren Schlag wiederzugeben. Alle Philosophieen der Welt gebe ich hin für den Instinkt, der den Mann in Stunden tiefster Traurigkeit in die Arme der Geliebten treibt, die gleich einer wohlthätigen Lethé seinen Kummer in einer Fluth von Dürften und Vergessen untergehen lassen werden.

Alle Weisen Griechenlands zusammen haben kein so nachahmenswerthes Beispiel geboten, wie Cadet-Bitard und Frau Mouillechat an jenem denkwürdigen Tage. Sie sangen dem scheidenden Jahre einen herrlichen Abschieds-Chor in vier Theilen. Da gab es „Allegro!“ — „moderato“ — „ritardando!“ — „smorzando!“ Oh, ein großartiges, wunderbares Konzert! Armer Mouillechat! Du magst inzwischen essen und trinken und fröhlich sein mit Deinen Berufsgenossen. Was inzwischen bei Dir zu Hause genossen wird, das steht auf keinem Menu der Welt!

Doch Alles hat ein Ende, selbst ein glücklicher Sylvester-Abend. Nach einer mit verdoppelter Gluth wiederholten Erneuerung ihrer Liebfosungen mußten die beiden Verliebten scheiden. Es war bald Mitternacht und der Gerichts-Vollzieher konnte jeden Augenblick heimkehren.

IV.

Als Herr Mouillechat heimkehrte, ermangelte seine Frau nicht, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er so spät komme und daß er betrunken sei wie Dantons Esel. Doch hinderte Dies die beiden Ehegatten nicht, sich noch in letzter Stunde ein glückliches Neujahr zu wünschen.

— Und wo bleibt meine Ueberraschung? fragte Herr Mouillechat.

— Da, nimm, Trunkenbold! erwiderte seine Gattin, indem sie ihm das Döschen reichte, welches Cadet-Bitard auf dem Kaminsims gelassen hatte.

Und als der Gerichts-Vollzieher es öffnen wollte, fügte sie hinzu:

— Nimm es auf Dein Zimmer mit und laß Dich nicht eher sehen, als bis Du in einem menschenwürdigen Zustande bist.

Mouillechat hatte noch so viel Besinnung behalten, um einzusehen, daß seine Frau Recht habe und zog sich beschämt und dankbar zurück.

Die Gattin des Gerichts-Vollziehers beeilte sich jetzt, die letzten Spuren des Aufenthaltes Cadet-Bitards zu beseitigen und nun erst gönnte sie sich Zeit, das Geschenk des Vielgeliebten zu betrachten. Doch sie konnte nur mit Mühe einen Schrei des Entsetzens unterdrücken, als sie das Döschen geöffnet hatte. Nicht die Solitäre hatte sie in der Hand, sondern die lächerlichen Manschettenknöpfe, die für ihren Gatten bestimmt waren. Dieser unglückselige Cadet-Bitard hatte die Döschen vertauscht und dasjenige, welches sie ihrem Gatten übergeben hatte, mußte die Brillanten enthalten! . . .

Ihr Argwohn sollte nur zu bald zur Wahrheit werden. Schon stand Mouillechat vor ihr, feierlich wie die Statue des Gouverneurs in „Don Juan“. Er war bleich wie eine Kerze und ganz und gar nicht mehr betrunken. In der Hand hielt er das geschlossene Döschen.

— Da lesen Sie, Madame! sagte er mit tiefer Grabesstimme. Das war da drin.

Und er reichte ihr ein vierfach zusammengefaltetes, duftiges Blatt Papier.

Als kluge Person, die sie war, sagte sich Frau Mouillechat, daß sie nichts überhaften dürfe, ehe sie gelesen hat, und daß ihr während des Lesens schon etwas einfallen würde, womit sie sich aus der Patsche helfen würde. Mit tiefem Ernste und einer Miene schwer beleidigter Würde las sie folgende Widmung, in welche der Schwachkopf Cadet die Brillanten eingewickelt hatte:

Zum neuen Jahr dies Angebind
Nimm an von mir, mein holdes Kind;
Seh'n Deine Augen das Geschenk,
Dann sei der Freuden eingedent,

Die wir genossen in dem Jahr.
O, daß im neu'n und immerdar,
Uns sei gegönnt der Lieb' Entzücken
Und Deines Mannes Stirn zu schmücken.

Es war unmöglich zu leugnen. Die Sache lag klar zu Tage. Da half nur die vollkommenste Frechheit und zu dieser nahm Frau Mouillechat ihre Zuflucht.

— Nun, habe ich Dir nicht eine Ueberraschung versprochen? sagte sie ganz ruhig.

— Madame!

Und da er einen drohenden Ton annehmen zu wollen schien, fügte sie mit einer Ueberlegenheit hinzu, die keinen Widerspruch duldete:

— Ich schwöre Ihnen, Herr Mouillechat, daß es in der Familie, aus der ich abstamme, schon viele Hahnreie gegeben und daß noch keiner von ihnen dermaßen überrascht gewesen wie Sie!

Zukunftsmusik.



1890.
Mara, Mara! süße Kleine,
Gönne mir doch endlich eine
— Eine stille Freundennacht!

1891.
Mara, Mara! nimm die Göhre
Aus der Wiege. Mara, höre!
Zust sie schreit die ganze Nacht.

1892.
Mara, Mara! schweige endlich;
Dem Dein Reifen ist so schändlich
Und mir sicher ungesund.

1893.
Mara, Mara! Dein Gezeter
Schreckt das Kind auf und den Köter,
Halte, Satan, jetzt den Mund!

1894.
Mara, Mara! ohne Zweifel,
Ehe Dich nicht holt der Teufel
Endet nicht der Nachtsandal!

1895.
Mara, Mara! Ruh' in Frieden!
Allzufrüh bist Du geschieden
Deinem liebenden Gemahl!

Max Klose.



Der Plakregen.

Ein Erlebnis von Mat. F. Tausch.

I.

Von ihr unbemerkt hatte er sie beim Scheine einer Gaslaterne an sich vorbei gehen lassen und dabei Gelegenheit gehabt, ein frisches, rosiges Gesichtchen zu bewundern.

Er folgte ihr in kurzer Entfernung aus einer lebhaften Straße der Hauptstadt weit hinaus in eine der Vorstädte.

Es war an einem warmen Herbstabende. Ein feiner Staubregen benetzte das Straßenpflaster; hin und wieder huschten einige leichte Nebelwolken längs der Häuser dahin.

Er hieß Camillo, war Beamter in einem größeren Bankgeschäfte, ein Mann von angenehmem Aussehen, sicherem Auftreten und guten Umgangsformen. Heute war er unternehmungslustig und guter Dinge und befand sich, wie man zu sagen pflegt, „in der richtigen Stimmung“.

Vor seinen Blicken eröffnete sich die Perspektive einer langen, mattbeleuchteten Straße. Einzelne Fußgänger eilten vorüber und mit gemessenen Schritten verfolgte die junge Dame ihren Weg. In wenigen Augenblicken befand er sich an ihrer Seite.

„Darf ich Ihnen, mein Fräulein, zu dieser späten Stunde meinen Schirm und Schutz antragen?“ begann Camillo in sehr höflichem Tone, wobei er artig den Hut lüftete und sodann mit einer raschen Bewegung seinen Regenschirm über der jungen Dame ausspannte.

„O, ich danke sehr,“ erwiderte sie mit einer hellen, silber-

klingenden Stimme, „mein Weg dauert kaum mehr länger als eine Viertelstunde.“

Camillo fand, daß diese Worte keine bestimmte Abweisung enthielten und deshalb setzte er das Gespräch mit einigen galanten Redewendungen fort. Seine Begleiterin schien in kurzer Zeit Wohlgefallen an seiner Unterhaltung zu finden und einige Male überslog ihr Blick mit sichtlich Befriedigung seine geschmeidige, elegante Gestalt. Mittlerweile hatte das Wetter sich verschlimmert. Die Wolken hatten sich zu einem schweren, grauen Mantel verdichtet, der dicht über den Häuptern der Passanten hing. Ein dumpfes Rollen ging in kurzen Intervallen durch den unendlichen Raum. Der feine Staubregen verwandelte sich in schwere, dicke Tropfen und bald ging mit heftigem Brausen ein Platzregen nieder, der die ganze Stadt in einen dichten Schleier hüllte. Jetzt konnte Camillo's fester Regenschirm nicht mehr genügenden Schutz gewähren und mit einem fragenden, beinahe ängstlichen Blicke schien die junge Dame ihren Begleiter aufzufordern, sie irgendwo in Sicherheit zu bringen.

Das war nun leichter gedacht, als vollbracht. Alle Gasthore waren zu dieser Stunde schon geschlossen, kein Café, kein Restaurant befand sich in der Nähe; zudem wurde der Regen mit jedem Augenblicke ausgiebiger.

Auf der gegenüber liegenden Seite der Straße befand sich ein Bauplatz und rasch entschloß sich Camillo, dortselbst ein Unterkommen zu suchen.

„Es bleibt uns keine andere Wahl, wir müssen hinüber,“ sprach er, als die Dame zu zögern schien, seinem Vorschlage nachzukommen, — „bitte, nehmen Sie meinen Arm!“

Rasch entschlossen stützte sie sich mit der Linken auf seinen Arm, nahm mit der Rechten ihre Kleider zusammen, ein feines, niedliches Füßchen wurde sichtbar — und husch! waren die Beiden hinter einer Ecke des Bauplatzes verschwunden.

In einem größeren, von der Straße abgekehrten, dunklen Schuppen fand das Pärchen ein trockenes Obdach, und ein gewisses Gefühl von Behaglichkeit überkam die Beiden, als sie sich dicht neben einander auf einem frisch behauenen Dachbalken niederließen, während draußen der Regen in Strömen hernieder goß.

Eintönig fielen die Regentropfen auf das Holzdach des Schuppens, in dessen Dunkel zwei heiße, zitternde Hände zu einem innigen Drucke sich verbanden, zwei Körper wonnenschauernd sich dichter an einander schmiegen.

Zärtlich lehnte das Haupt der jungen Dame an Camillo's Schulter; ein feines Parfüm, welches ihre Kleider ausströmten, vermischte sich mit dem Geruche des frisch geschnittenen, im Hintergrunde des Schuppens aufgeschichteten Holzes und umnebelte in angenehmer Weise Camillo's Sinne. Der beneidenswerthe Junge hatte nicht geahnt, daß der glückliche Zufall sein gedanken- und planloses Herumschlendern zu einem so lieblichen Abenteuer wenden sollte.

Nach einer halben Stunde zertheilten sich die Wolken, der Regen hörte auf und einzelne Sterne erschienen am Himmel. Eine nahe Thurmuhr verkündete die eilfte Nachtstunde.

Sein lustiges Liedchen pfeifend schritt der Wächter des Bauplatzes in einiger Entfernung an dem Schuppen vorüber, wo die beiden Liebenden noch immer beisammen saßen.

„Um Gotteswillen! man wird uns entdecken!“ flüsterte die junge Dame, aus ihrer Selbstvergeffenheit jäh erwachend. „Wir müssen fliehen!“

Mit diesen Worten entwand sie sich der Umarmung Camillo's und brachte ihre Toilette, so gut es in der Eile anging, in Ordnung.

Von dem Wächter ungesehen erreichte das Pärchen die Straße und setzte dann auf der gegenüber liegenden Seite den Weg in der früheren Richtung fort.

Was die zwei Liebenden unterwegs im heimlichen Flüsterton mit einander verhandelten, hat nur Gott Amor gehört; aber den Schluß ihres Gespräches, welcher etwas lauter geführt wurde, vermag ich mitzutheilen.

„Nach so vielen Beweisen Ihrer Huld werden Sie mir doch ein Wiedersehen nicht versagen wollen,“ sprach Camillo, die Hand seiner Begleiterin zärtlich an die Lippen führend, — „das wäre für mich tief betrübend!“

„Genug davon, mein Herr!“ lautete ihre Entgegnung. „Sie werden wohl einsehen, daß ich eine unter solchen eigenthümlichen Umständen geschlossene Bekanntschaft nicht fortsetzen kann. Und nun noch eine Bitte, die Sie mir gewiß erfüllen werden. Meine Wohnung befindet sich in der Nähe, so daß ich Ihrer Begleitung füglich entbehren kann. Wir wollen scheiden. Versprechen Sie mir jetzt, daß Sie, ohne sich umzusehen, in dieser Richtung weiterstreiten. Ich vertraue Ihrem Worte. Gute Nacht!“

Noch ein warmer Händedruck, ein letzter Blick!

„Leben Sie wohl!“

Wie ein unterdrückter Seufzer stahl sich dieses Lebewohl von den Lippen Camillo's; dann schritt er, seines gegebenen Versprechens eingedenk, ohne auch nur einen Blick zurück zu werfen, die Straße entlang.

II.

In seiner Wohnung angekommen machte Camillo die unangenehme Entdeckung, daß er seinen Regenschirm bei dem unerwarteten Erscheinen des Wächters in dem Schuppen zurückgelassen habe.

Am zweitnächsten Tage nach Camillo's glücklichem Abenteuer stand in mehreren Tagesblättern der Hauptstadt folgende Anzeige:

„Gestern Früh wurde in der L.-Straße der B.-Vorstadt ein seidener Regenschirm gefunden. Der Verlustträger hat sich behufs Aeberrahme seines Eigenthums beim Gemeindeamte der B.-Vorstadt zu melden.“

„Halt!“ dachte Camillo, als er diese Anzeige zufällig zu Gesichte bekam, — „zweifelloos mein vergessener Regenschirm. Sieh! mein gutes Glück verläßt mich nicht! Noch Nachmittags hole ich mein Eigenthum ab; auf eine entsprechende Belohnung für den Finder soll es mir nicht ankommen. Ob ich wohl noch einmal meine holde Unbekannte wiedersehen werde? Vielleicht könnte ich . . .“

Schlag zwei Uhr Nachmittags erschien unser Held im Vorzimmer des Gemeindeamtes der B.-Vorstadt und klopfte an eine Thüre, welche mit der Aufschrift „Gemeindevorsteher“

versehen war. Ein mürrisches „Herein!“ ertönte aus dem Innern des Zimmers, in das Camillo gleich darauf eintrat.

Mit einer schriftlichen Arbeit beschäftigt saß ein älterer, militärisch aussehender Herr an einem Schreibtische beim Fenster.

„Sie wünschen?“

„Ich komme in Betreff eines gefundenen Regenschirmes,“ — begann Camillo, ein Zeitungsblatt aus der Tasche ziehend und die betreffende Anzeige dem Beamten vorweisend.

„Besondere Kennzeichen Ihres Schirmes?“

„Ein festes, schwarzes Gestell mit kunstvoll gewundenem Handgriffe, ein braunseidener Ueberzug mit schwarzem Rand, inwendig mit der Firma K. A. & Comp. versehen. Dann eine —“

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Beamte, — „ist es dieser Schirm?“

Damit holte er aus einem Schranke einen neuen, eleganten Regenschirm herbei, welchen Camillo mit aller Bestimmtheit als sein Eigenthum erkannte.

„Wann und wo haben Sie Ihren Schirm verloren?“

„Ich habe denselben vorgestern Abends in dem Schupfen eines Bauplazes, wohin ich vor einem Platzregen flüchtete, zurück gelassen.“

„Wichtig! Ihr Name und Wohnort?“

„Camillo B. R. . . sche Gasse 46.“

Der Beamte notirte sich diese Adresse.

Hierauf übergab er unserem Helden seinen Regenschirm und hoch erfreut erlegte Camillo einen Silbergulden mit der Bitte, denselben dem Finder auszusahlen.

Dann wollte er sich entfernen.

„Noch Eines,“ sprach jetzt der Beamte, Camillo scharf fixirend. „Mit Ihrem Schirme zugleich wurde in dem Schupfen eine Damenhandtasche mit einigen Handarbeiten gefunden. Gehört dieselbe vielleicht Ihnen?“

Der Beamte hatte die Schublade geöffnet und eine zierliche Damenhandtasche vor sich auf den Tisch gelegt.

„Keinesfalls,“ antwortete Camillo sichtlich verlegen, „ich trage keine Damenhandtaschen bei mir.“

„Dann werden Sie also zugeben, daß Sie sich in Begleitung einer Dame zur Nachtzeit an jenem Bauplaze befanden. — Oder können Sie es vielleicht anders erklären?“

„Leicht möglich,“ meinte Camillo, der seine Verlegenheit bereits überwunden hatte, ganz kühl und ruhig. „Uebrigens habe ich Ihnen keine weiteren Erklärungen abzugeben und sehe nicht ein, mit welchem Rechte Sie derartige Fragen an mich stellen.“

„Mit dem Rechte des betrogenen Ehegatten,“ rief jetzt der Beamte mit zornbebender Stimme, einen Schritt näher an Camillo herantretend. „Die mit Ihrem Schirm zugleich gefundene Handtasche ist das Eigenthum meiner Frau! Wollen Sie jetzt noch leugnen, junger Herr?“

Kalte Schweißtropfen standen auf Camillo's Stirne. Schon sah er sich im Geiste vor die dunkle Mündung einer Pistole gestellt, sah das höhnische, überlegene Lächeln seines Gegners, der mordlustig auf ihn zielte, sah dessen verstoßene, mißhandelte Gattin, wie sie händeringend um Hilfe flehte.

Dieser Gedanke gab ihm mit einem Male seine volle Geistesgegenwart wieder.

„Unter solchen Umständen ist es allerdings meine Pflicht, Ihnen eine Aufklärung in dieser Angelegenheit nicht länger vorzuenthalten,“ sprach Camillo, dem Beamten fest in die Augen blickend. „Gelegenheitlich des ausgebrochenen Platzregens habe ich vorgestern Abends thatsächlich eine Dame in der Nähe des Bauplazes angetroffen und in ihrer Gesellschaft das Aufhören des Regens abgewartet, um sie sodann noch eine kurze Strecke Weges zu begleiten. Dies freut mich jetzt doppelt, nachdem ich weiß, daß Ihre lebenswürdige Frau Gemahlin es war, der ich diesen kleinen Dienst erwiesen habe. Ihr Verdacht, durch das zufällige Auffinden zweier Gegenstände wachgerufen, ist durchaus unbegründet und ich schätze die Tugend Ihrer Frau Gemahlin zu hoch, um mich überhaupt noch weiter in dieser Sache äußern zu wollen. Genügt Ihnen diese einfache Erklärung nicht, so bin ich bereit, Ihnen anderweitig Rede zu stehen!“

Diese in einem überzeugenden, zuversichtlichen Tone ertheilte Antwort blieb nicht ohne Wirkung auf den Beamten. Eine Weile blickte er gedankenvoll zum Fenster hinaus, dann sagte er:

„Ihre Versicherung genügt mir, mein Herr! Während meiner vierjährigen Ehe hatte ich noch nie Gelegenheit, mich über meine Gattin zu beklagen. Ich war ein Thor, diesem Verdachte Raum zu geben. Verzeihen Sie mir meine Heftigkeit!“

Damit reichte er Camillo die Hand.

„Es freut mich ungemein, die Sache auf diese Weise beigelegt zu wissen,“ erwiderte Camillo, seinen Hut ergreifend. „Ich habe die Ehre!“

Eine gemessene Verbeugung, dann ging er.

„Gottlob! Das wäre glücklich überstanden,“ dachte aufathmend unser Held, als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte. „Dieser fatale Regenschirm! Wer hätte das auch gedacht!“

Auf der Treppe begegnete er einem Postboten.

„Könnten Sie mir vielleicht den Namen und die Wohnung des hiesigen Gemeinde-Vorstehers mittheilen?“ redete ihn Camillo an.

„Mit Vergnügen! Franz H., wohnt L.-Straße 20.“

„Ich danke Ihnen! Hier, eine Kleinigkeit.“

Ein Silberstück glitt in die Hand des gefälligen Postboten.

„Nimm Dich in Acht, schöne Frau!“ murmelte vergnügt Camillo, indem er, seinen Regenschirm unter'm Arme, die Straße hinab schritt, — „wir werden uns doch noch wiedersehen!“

Deficit.

Du nennst mich spottend einen Thor,
Weil bang ist mein Gemüthe,
Und weil, mein Kind, ich zitt're vor
Dem Riesen-Defizite . . .

Für Dich wär' freilich nicht so groß,
Als wie für mich der Schrecken,
Denn Du brauchst Gummi und Watte blos,
Dein Defizit zu decken! —

Ignaz Pauer.



Aus der Gesellschaft.

Eine junge Frau, die sehr stolz ist auf ihre neue Toilette, sagt einem alten Grafen:

— Nun, Sie machen mir keine Complimente zu meinem neuen Kleide?

— Oh, es ist so schön, daß ich darin stecken möchte! . . .

*

Herr Heinrich B. hat nach langer Belagerung von der Frau seines Freundes Karl D. endlich ein Rendezvous erhalten. Nach dem ersten Liebesrausche rückt die nette Kleine mit einer Enthüllung heraus.

— Du mußt wissen, lieber Heinrich, daß wir nicht verheirathet sind, ich und der Karl.

— Ah! ruft Heinrich überrascht. Und nach kurzer Ueberlegung fügt er hinzu: „Ja, wie soll ich Dich dann lieben?“

*

In der Dorfkirche.

Ein wackerer Pfarrer singt das Lob des heiligen Sebastian.

— Wo sollen wir diesen Heiligen hinsetzen? ruft er. Unter die Propheten, unter die Erzengel? Nein. Unter die Cherubim? Nein . . .

Da erhebt sich ein Bäuerlein und unterbricht den Pfarrer.

— Setzen Sie ihn hierher auf meinen Platz, denn ich gehe.

*

Kinder mund.

Die Erzieherin erzählt dem ihrer Obforge anvertrauten kleinen Ludi von den wilden Völkern Zentral-Afrika's.

— Also, dort gehen alle Leute nackt? fragt der Kleine.

— Ja?

— Wie unterscheidet man dann die Geschlechter?

*

Theaterwelt.

Vor Kurzem debütierte eine junge Schauspielerin. Die Zuschauer bemerkten an ihr alsbald eine sehr bezeichnende Schwellung des Bauches.

— Wissen Sie, daß es ihr nicht an Talent mangelt? bemerkt Jemand im Parterre.

— Ja, sie hat entschieden was im Leibe, erwidert der Andere.

Die Schwestern.

Von Catulle Mendès.

Colette Hoguet war ein rechter Tollkopf, aber ein reizender Tollkopf.

Heutzutage bewahren die ausgelassensten Frauentzimmer noch einen Rest von Klugheit. Der Uebermuth hat seine Methode; die Laune weiß was sie thut, die Kaprize hat einen sichern Wegweiser an dem Einmaleins. Selbst die Leidenschaft hat ihre Haltung, nämlich die Buchhaltung. Die Schönheit gibt Aktien aus; die Boudoirs haben ihre Schalter, die sich auf die Straße öffnen und die Subskription wird Tag und Nacht offen gehalten. Ein Fest bei einem hübschen Mädchen der Halbwelt gleicht einer Versammlung der Aktionäre.

Colette Hoguet aber glaubte noch an die Liebe um des Vergnügens willen und an den Champagner um des Kaufsches willen. Schon als kleines Mädchen drängte es sie hinaus ins Leben; sechs Monate nach dem Tode ihres Vaters verließ sie das elterliche Haus, wo Armuth und ernste Arbeit herrschten, in Gesellschaft eines Ladjünglings, der einen hübschen Schnurbart hatte, fast wie ein Lieutenant. Seither glück Colette's Leben dem Flug einer Feder, die der Wind jagt, — und der Wind wehte von allen Seiten. Ach, wie viel Küsse, wie viel Liebe, wie viel Lachen gab es da! Sie war sehr rasch in die Mode gekommen, hatte ihren Wagen, schwärmte für kostbare Toiletten, überlud sich mit Juwelen, füllte ihr Haus mit theueren Nippfachen an. Da konnte es nicht fehlen, daß sie viele Leute ruinirte; sie beklagte sie dann eine Weile — nicht zu lange — und ruinirte andere.

Und bei dieser tollen Lebensführung legte Colette nicht einen Heller zurück. Als sie eines Tages bei einem Fayencehändler eine kleine Sparbüchse sah, ließ sie sich erklären, was das Ding sei und konnte es nicht begreifen. Keinen Augenblick kam ihr der Gedanke, sich Rententitres zu kaufen. Ihr schönsten Vergnügen war, bei den Pferderennen zu wetten und da verlor sie lachend Unsummen Geldes. Niemals dachte sie an den morgigen Tag. Morgen wird ein Tag sein wie alle anderen Tage; sie wird spät aufstehen in einem Boudoir von Duft und Seide, wird dem Bettgenossen zulächeln, sich ihr Frühstück ins Bett reichen lassen, hernach in Pantoffeln auf dem Teppich herumtrippeln, sich vor dem großen Spiegel schminken, ein neues Kleid anziehen, nach dem Gehölz fahren, den vorüberkommenden Cavalieren zulächeln, in Pavillon von Armenonville diniren, in der Loge irgend eines Theaters den schönen, vollen Arm auf die Brüstung stützen, bei Bignon soupiren, ihr Leibchen aufknöpfen lassen und ihre rothen Lippen willig den Küssen des Tischgenossen überlassen . . .

*

Eines Morgens, in dem Augenblicke, als sie die nackten Beine aus dem Bette streckte, um mit den Fußspitzen ihre Pantoffelchen zu suchen, trat ihre Kammerfrau ein und meldete:

— Die Schwester der Gnädigen ist da und verlangt die Gnädige zu sprechen.

Ihre Schwester, die sie seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte! Colette begann an allen Gliedern zu zittern. Denn

ihre Schwester Aurelie war eine schreckliche Person. Ganz das Gegentheil von ihr, der Tollen. Sie war ehrbar und streng gegen die Anderen wie gegen sich selbst. Schon als Kind schaute sie immer ernst, fast mürrisch drein. Sie spielte niemals, las ernste Bücher, um sich zu unterrichten, und wenn sie genug gelesen hatte, dachte sie über das Gelesene nach. Als die Mutter starb, übernahm Aurelie die Führung des Haushaltes; sie war sehr thätig, ging auf den Markt, besorgte die Küche, säuberte die Möbel, besserte dem Vater die Kleider aus und hatte ein kleines, roth und blau linirtes Schreibheft, in welches sie die Ausgaben des Haushaltes eintrug. Sie war sparsam, fast geizig, und dabei praktisch, so daß die Nachbarn sie bewunderten. „Trachte so zu werden wie Aurelie“ — sagten die Mütter ihren heranwachsenden Töchtern. Zur Vollkommenheit fehlte ihr nichts, als fromm zu sein; auch das war sie seit ihrer ersten Communion. Jeden Morgen ging sie mit züchtig gesenkten Blicken zur Messe. Wenn der Pfarrer des Kirchsprenghs Aurelien begegnete, blieb er ein Weilchen still, um mit ihr zu plaudern und sie zu ihrer guten Aufführung zu beglückwünschen. Sie benahm sich dann sehr demüthig und erröthete schüchtern. Als sie zum Mädchen herangewachsen war, wurde sie noch ernster, noch zurückhaltender. Man sah sie niemals am Fenster; sie ging niemals spazieren, selbst am Sonntag nicht. Sie sagte, daß sie nicht heirathen würde. Vielleicht dachte sie gar daran, den Schleier zu nehmen. Wie viele gute Rathschläge gab sie der leichtfertigen Colette! Tag und Nacht flehte sie zum Himmel, daß ihre Schwester doch nicht vom guten Wege abweichen möge. Aber, ach, der Himmel erhört nicht alle Bitten. Seit der Flucht Colettens mit dem Handlungs-Beflissenen, welche Aurelien tief betrübte, war diese wo möglich noch tugendhafter denn früher, wie um die Sünden ihrer verlorenen Schwester in dieser Weise gutzumachen. So lebte sie von ihrer Hände Arbeit, gläubig-fromm, geachtet von der Welt und gottgefällig.

*

Colettens erster Gedanke war, Aurelie nicht zu empfangen. Aber Das war unmöglich! Man kann doch die ältere Schwester nicht vor die Thüre setzen. Sie schlüpfte zitternd in ihren Schlafrock, wobei sie murmelte: „Ach, mein Gott! mein Gott!“ schob ihren Liebhaber in das Toilette-Zimmer, warf ihren Domino und die Halbmaske (sie war nämlich verfloffene Nacht auf einem Ball gewesen) in einen Schrein, die Armbänder und Ohrgehänge in das Schmuckkästchen und sagte dann, in größter Angst, wie ein zum Tode Verurtheilter, der den Henker erwartet, zu ihrer Hofe: „Lassen Sie sie nur herein!“

Es wäre wohl schicklicher gewesen, Aurelie im Salon zu empfangen; aber Das ging auch nicht, weil der Tisch, auf dem man um drei Uhr Morgens soupiert hatte, noch nicht abgedeckt war.

Als sie ihre ältere Schwester erblickte, dieses große, schöne Mädchen mit der ernstern Miene, in ihrer dunklen Kleidung fast einer Nonne ähnlich, hätte sich Colette am liebsten im Bette verkrochen und wandte beschämt den Kopf weg. Allein, Aurelie näherte sich ihr und sprach in sanftem Tone: „Fürchte nichts, arme Kleine; ich bin nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen. Was würden sie auch nützen? Ach, mir

bricht das Herz, wenn ich Dich so im Verderben sehe! Allein, was geschehen, ist geschehen und das Uebel läßt sich nicht wieder gutmachen. Später vielleicht, wenn Du nicht mehr jung bist, wirst Du Dein Betragen ändern und Vergebung erlangen können. Bis dahin habe ich eine Pflicht zu erfüllen. Solche Lebensläufe, wie der Deinige, mein armes Kind, pflegen schlimm zu enden. Nach dem Prunke kommt die Armuth. Nicht immer wirst Du zweiundzwanzig Jahre alt sein. Diejenigen, die in Saus und Braus gelebt haben, werden im Elend sterben. Du denkst nicht an die Zukunft; ich will statt Deiner an sie denken. Du bist verschwenderisch und Das ist schlimm; ich will für Dich sparen. Man muß das Geld, wenngleich auf unlaunterem Wege erworben, dennoch festzuhalten wissen, um es später zu läutern, indem man es zu guten Werken verwendet. Ich bringe Dir ein schweres Opfer, indem ich mich mit Deinen Angelegenheiten beschäftige. Werde ich lange Zeit den dazu nöthigen Muth finden? Ich will es hoffen. Ich will nicht, daß meine Schwester in einem Krankenhause sterbe.“

Gebendet und hingerissen von so viel Ergebenheit und Selbstverleugnung sank Colette ihrer älteren Schwester zu Füßen und küßte leise schluchzend ihre Hände.

*

Vier Jahre lang wohnte Aurelie bei Colette. In den abscheulichen Lebenswandel ihrer jüngeren Schwester mengte sie sich nicht ein. Für sie gab es kein Gehölz, kein Theater, keine Bälle. Wenn sie ausging, war sie allein. Niemals betrat sie den Salon, wenn Leute da waren. Sie vermied jede Begegnung mit den Frauenzimmern und den Clubmen, die bei ihrer Schwester aus- und eingingen. Sie hielt sich fast immer in einem abseits gelegenen Zimmer auf, das sie mit ihren eigenen, mitgebrachten Möbeln, unter welchen es auch einen Betstuhl gab, eingerichtet hatte. Den Haushalt führte sie mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Mit ihrem praktischen Sinn hatte sie allerlei Neuerungen eingeführt, der Verschwendung Einhalt geboten. Sie unterhandelte mit den Lieferanten und erzielte Preisnachlässe. Die Dienstleute, die jetzt regelmäßig ihren Lohn erhielten, thaten ihren Dienst besser und stahlen weniger. Sie rieth ihrer Schwester Toiletten an, die ebenso hübsch und doch weniger kostspielig waren. Wenn Colette zu den Wettrennen fuhr, sagte ihr Aurelie: „Laß mir Deine Börse zuhause!“ So verhütete sie die großen Verluste auf dem Turfe. Sie gab ihr auch noch andere vortreffliche Rathschläge; keine allzu jungen Männer zu empfangen, die viel Lärm machen und sie kompromittiren; Hausfreunde von gesetzterem Alter, verheirathete Herren, Familienväter, die den Anstand wahren, seien vorzuziehen. „Gut, gut, ich will Dir folgen!“ sagte Colette ein wenig gereizt, aber doch dankbar. Das Haus hatte jetzt ein sehr ordentliches, ruhiges, fast ehrbares Aussehen. Die Möbel im Salon und Boudoir waren mit Hüllen überzogen und so vor Schmutz und Staub geschützt. Eine Menge Nippfachen, die zwecklos auf dem Kaminsims und auf den Stageren herumstanden, verschwanden allmählig. Die Geschenke verschloß Aurelie in einem großen Spind, wo sie vor dem Zerbrechen und Verderben gesichert waren. Sie allein besaß den Schlüssel zu diesem, in ihrem Zimmer stehenden Spinde. Einmal des Monats begab sie sich zu einem Geldwechsler. Von diesen

Gängen redete sie mit Colette nichts; denn diese verstand nichts von Geschäften und mochte auch davon nichts wissen. Sie war eine Art Majordomus, der mit Leidenschaft und Geduld die Interessen einer Familie wahrnimmt. Und dabei that sie, als hätte sie nicht das Bewußtsein ihrer Ergebenheit; sie duldet nicht, daß Colette von Dankbarkeit rede. „Reden wir nicht davon, sagte sie; ich thue meine Pflicht.“ Aber wie schmerzlich war für sie die Erfüllung dieser Pflicht! Es widerte sie, das ehrbare Mädchen an, Thür an Thür mit diesem lasterhaften Leben ihr Dasein zu fristen.

Und dann kam endlich eine Stunde, in der es ihr unmöglich war, ihren Widerwillen länger zu bemeistern. Sie gestand ihrer Schwester Colette, daß sie es nicht länger aushalte und daß sie sich zurückziehen müsse. Indem sie geht, wird sie wenigstens das tröstliche Bewußtsein mitnehmen, ihre Schwester einigermaßen an Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt zu haben.

Um die Wahrheit zu sagen, war Colette nicht allzu sehr betrübt, als sie diesen Entschluß ihrer Schwester vernahm. Es langweilte sie schon längst, daß sie nicht nach ihrem freien Willen ausgelassen sein konnte. „Wie Du glaubst, sagte sie; es scheint auch mir, daß Du bei mir nicht am rechten Plage bist.“

Die zwei Schwestern küßten sich zum Abschiede.

„Aber, fragte Colette, wo ist das Geld?“

„Welches Geld?“ entgegnete die Andere erstaunt.

„Das Geld, das Du erspart hast.“

„Ach, arme Kleine! Glaubst Du, daß man bei einem solchen Haushalte wie der Deinige, Geld in die Sparkasse thun kann?“

Colette ließ die Sache fallen, umsomehr als man den Grafen Saratoff meldete, der ihr gestern eine Brillantenrivière versprochen hatte.

Und es kam was kommen mußte. Das tugendhafte Mädchen wurde belohnt, das lasterhafte Mädchen wurde bestraft. Aurelie hatte im Lauf der Jahre durch Arbeit und Sparsamkeit eine beträchtliche Mitgift gesammelt und einen ehrbaren Mann, Abtheilungs-Chef im Ministerium der Finanzen, geheirathet. Er führt gleich ihr ein würdiges und frommes Leben. Sie haben drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, die sie in Rechtschaffenheit und Gottesfurcht erziehen. Sie sind geachtet im ganzen Stadtviertel. Sie sind glücklich und verdienen es zu sein.

Colette ist jetzt weniger jung, aber noch immer ausgelassen und versucht noch immer zu lachen und zu lieben. Aber ihr Lachen gleicht schier dem Weinen. Sie steigt allmählig tiefer und tiefer auf ihrer traurigen Bahn. Bald wird sie bei dem unflätigen Ende angelangt sein. Man wird sie in rauher Winterszeit, in Schnee und Frost an einer Straßenecke zittern sehen, — die arme kleine Grille, die für eine böse Ameise gesungen und getanzt hat . . .



Einst und jetzt.

Wir waren Kinder beide
Und nachbarlich vertraut,
In Halde, Hag und Haide
Scholl unser Jubellaut.

Ich horchte unter Buchen
Mit ihr dem Drosselschlag,
Beim Kiebitzeiersuchen
Sprang muthig sie mir nach.

Und spielten breite Gräben
Uns einen Schabernack,
Trug ich ihr liebes Leben
Durch's Wasser Huckepack.

Wir lagen auf dem Rücken
Im grünen Waldpalast,
Und sah'n den Tanz der Mücken
Mit an im Sonnenglast.

Und schwirrten die Libellen,
Alein schönster Beitzvertreib,
Du tauchst in die Wellen
Den jugendlichen Leib.

Dann patschte ich im Bade,
Gedeckt durch Dornesträuch,
Sie klatschte am Gestade —
„O komm' und thu's mir gleich!“

Doch dahin sie zu bringen,
Wollt' mir gelingen nicht,
Die Scham mit glühend' Schwingen
Bog über ihr Gesicht. —

Die Klonde, Jahre eilen,
Ich roll' auf raschem Rad
Entlang die Häuserzeilen
Der Bweimillionenstadt.

Hier wohnt sie Bel-Etage
Und steht in Ruf und Ruhm,
In ihrer Equipage
Sitzt hintend'rauf ein Groom.

Wer reich und reputirlich,
Hat Zutritt jeder Frist —
Ob sie wohl so genirlich
Ist noch wie damals ist?

T. P.





Eine Tarockparthie.

Novellette

von Damési Hotam.

I.

In einer Geschichte interessanter Sonderlinge müßte jedenfalls auch des Herrn Kartler gedacht werden. Das war ein Mann von ganz eigenthümlicher Art Gleich der Erde, welche unermülich um ihre Pole kreist, schien auch sein Wesen nur zwei feste Punkte zu besitzen, um welche sich sein ganzes Thun und Trachten bewegte, zwei Leidenschaften, welche ihn vollständig erfüllten: die Leitung seiner Fabrik und die Lust am Tarockspiele. Dem Einen widmete er den ganzen Tag, dem Andern einen großen Theil der Nacht.

Herr Kartler befand sich in glänzenden Vermögensverhältnissen. Zudem war er eine prächtige Erscheinung von kräftiger Gestalt und männlich schönen Gesichtszügen, ganz dazu geschaffen, ein Weib zu beglücken. Trotzdem hatte er noch nie daran gedacht, sich zu verheirathen, ja ihn schienen die Frauen überhaupt nicht zu interessiren, mit Ausnahme jener, die ihm aus den Kartenblättern entgegenblickten.

Eines Tages aber verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, Herr Kartler habe sich verlobt. Kartler? So fragte Jeder verwundert, als traute er seinen Ohren nicht. So war es in der That. Kartler, der „Tarock-Kartler“, wie er scherzweise genannt wurde, hatte sich mit Gretchen, einer vermögenslosen, aber mit weiblichen Reizen reichbegabten Waise verlobt.

Wie Das gekommen war? Mein Gott! einfacher als man glauben mag. Herr Kartler war eines Tages bei Herrn Schuldirektor Grasmann zum Abendessen geladen gewesen. Bei

der Tarock-Parthie, zu welcher die Gäste nach aufgehobener Tafel sich gesetzt, hatte Grasmann's Nichte, die liebreizende elternlose Gretche, die in des Onkels Hause erzogen worden, hinter Kartler sich mit ihrer Stickerei niedergelassen und ihm „gekibigt“. Und Kartler hatte an jenem Abend ein so unerhörtes Glück im Spiel, daß alle Theilnehmer darin einig waren, nur Fräulein Gretchens Nachbarschaft könne ihm dieses Glück gebracht haben. Herr Kartler war in einer so heiteren Stimmung, daß er noch an demselben Abend um die Hand des schönen „Kibitz“ anhielt. Sie ward ihm gerne zugesagt und er verließ das Haus des Schuldirektors als glücklicher Bräutigam.

Die größte Verwunderung rief die Nachricht von dieser Verlobung bei den Stammgästen im „Löwen“ hervor. Sie konnten sich kaum fassen und waren ganz trostlos, denn sie fürchteten, einen ihrer treuesten Partner zu verlieren, auf welchen man jeden Abend sicher zählen konnte. Allein ihre Besorgniß war unbegründet. Mit dem achten Schläge der Rathshausuhr erschien Kartler nach wie vor, als wäre nichts vorgefallen.

So kam der Hochzeitstag heran. Der Ceremonie in der blumengeschmückten Kirche folgte ein fröhlicher Schmaus, bei welchem man das schöne neuvermählte Paar nicht genug bewundern konnte. Herr Kartler war an seinem Hochzeitstage stark und bemeisterte die Macht der Gewohnheit, die ihn nach seiner Fabrik zog. Er war der zärtlichste Bräutigam-Gemahl, der liebenswürdigste Gesellschafter. Allein da nahte der Abend und vergebens kämpfte er nun gegen seine zweite Leidenschaft

an; der Spielteufel war nicht zu besiegen. Kartler wurde ein-
silbig, seine Züge schienen erstarrt zu sein, und als die letzten
Gäste schieden und ihm ihre guten Wünsche, welche sie mit
verständnißvollem Lächeln begleiteten, wiederholten, da hatte er
kaum so viel Bewußtsein, um ihnen zu danken. Dann schlich
er wie ein Nachtwandler in sein Schlafgemach, in welchem
seiner zum erstenmal ein Weib harnte, ein herrliches Weib,
das Liebe heischte. Aber Kartler sah und hörte nichts, für ihn
war die Außenwelt vollständig verschlossen. Mechanisch entle-
digte er sich seiner Kleidung, vergrub sein Haupt in den Kissen,
dann murmelte er noch ein traumverlorne*s* pagat ultimo
und entschlummerte.

Am anderen Morgen erwachte er später als zur gewohn-
ten Stunde. Das drängte ihn seine Toilette rascher zu been-
digen. Dann eilte er, in Gedanken schon in seinem Hauptbuche
blättern*nd*, in das Comptoir, wo er nahezu den ganzen Tag
zubrachte. Und Abends? Nun, mit dem achten Schlage der
Rathhausuhr erschien er im „Löwen“.

Inzwischen saß Gretchen in ihrem nett eingerichteten Bou-
doir und ihre schönen Neuglein blickten träumerisch der unter-
gehenden Sonne nach. Wie so ganz anders hatte sie sich die
Freuden der Ehe vorgestellt! Ein Schatten der Melancholie
fiel auf ihr jugendfrisches Antlitz, in ihrem Herzen regte sich
eine mächtige Sehnsucht, sie fühlte sich so verlassen, so un-
glücklich. Ein anderes Weib wäre vielleicht in Thränen aus-
gebrochen; allein Gretchen war standhaft und klug. In ihrem
Köpfchen begann die Gedankenarbeit . . .

II.

Das zitternde Dämmerlicht eines prächtigen Sommer-
abends war im Dunkel der lauen, erquickenden Nacht erloschen.
In dem Schlafgemache Gretchens war es finster und still. Nur
das Geräusch gedehnter Athemzüge war vernehmbar, welche das
Zimmer mit süßem, berauschem*ndem* Dufte zu erfüllen schienen.
Da ertönten von draußen kräftige Tritte. Es war Kartler.
Nicht ganz geräuschlos öffnete er die Thüre; nach wenigen
Schritten stand er vor dem noch jungfräulichen Bette seiner Frau.

Die volle Scheibe des Mondes war eben hinter dem
Bergesrücken hervorgekommen und ergoß ihr Silberlicht in das
Gemach. Auf schneeweißem Linnen ruhte das schönste Weib,
ein Engel, dessen Fittige der Schlummer gefesselt hielt. Nur
ein feines, durchschimmerndes Hemdchen bekleidete die üppigen
Formen und ließ noch viele Reize unbedeckt, die sich nun züch-
tig in den lichtgewebten Schleier der Mondes hüllten. Das
aufgelöste Haar lag gleich einem goldenen Netze über die schwel-
lenden Kissen ausgebreitet. Ein leiser, zwischen Wonne und
Trauer zitternder Seufzer entrang sich jetzt der jugendlich-festen
Brust der Schlafenden. Kartler hörte nichts und sah nichts.
Seine Züge waren wiederum erstarrt, vor seinen Augen gau-
kelten bloß die Figuren der Kartenblätter, im Geiste saß er
noch immer am Spieltische. Schier unbewußt hatte er sich ent-
kleidet und stand im Begriffe, in sein Bett zu steigen. Da
bewegten sich die Lippen der Schlummernden und wie im Traume
gesprochen ertönten die Worte „Coeur-Dame“. Was war Das?
Diese Worte fügten sich vollständig in den Gedankengang des
noch immer nachdenklichen, sinnenden Kartler. „Stech' ich!“
rief er kurz entschlossen. Coeur-Dame war ausgespielt, darauf

war der König gefallen und auf Beide der höchste noch vor-
handene Stecher: der Mond. „Der Mond? Zehn Tarock, da
läßt sich nichts mehr machen,“ dachte Kartler bei sich, „er hat
schon wieder alle Tarock.“ „Geben wir die Partie!“ rief er
und zwar so laut, daß er plötzlich aus seinen Combinationen
zur Wirklichkeit erwachte. O herrliche Wirklichkeit! Seine kräf-
tigen Arme hielten sein liebes Weib umfangen, an seiner Brust
brandete die mächtige Fluth eines liebeheißen Busens, auf
welchem gleich glitzerndem Wellenschaume die Spizen des Hemd-
chens wogten. Da öffneten sich zwei Augenlider und ein Paar
Neuglein strahlten ihm entgegen so hell, wie der Abglanz himm-
lischer Sterne; da erschlossen sich zwei Lippen, als spränge eine
Rosenknospe in der Sonnengluth und zwischen den Perlenzähnen
drang ein bebendes, wonnetrunkenes „Ah!“ hervor, der Jubel-
sang der höchsten Erdenluft.

Die Parthie war zu Ende. Kartler vergrub sein Haupt
in den Kissen und bald umfing ihn stärkender Schlummer.
Und Gretchen? Ei, wer ergründet wohl das Herz eines Wei-
bes? Ihr schlaues Köpfchen spann Gedanken, wie sie die
Blätter auf's Neue mischen sollte . . .

Aphorismen.

Von Germain D'Ange.

Die Frauen bieten uns das Paradies, um uns vergessen
zu machen, daß wir es ihretwegen verloren.

*

Der Umgang mit geistreichen Frauen ist anregend, jener
mit schönen Frauen ist aufregend.

*

Die Wonne kennt keine Stufenleiter, weil sie mit einem
Flug in den Himmel gelangen will.

*

Man kann sich vielleicht in dem Salon einer schönen
Frau langweilen, aber niemals in deren Schlafzimmer.

*

Früher war die Brautnacht die letzte Aufklärung des
Mädchens, jetzt ist sie leider oft die — erste Aufklärung des
Mannes.

*

Manche Frau liebt Dich nur so lange, als Du alle ihre
Begierden zu erfüllen vermagst.

*

Es gibt ein Reich, das keine Grenzen kennt, das ist das
Reich der Wonne.

*

Der entwickelteste Sinn in der Liebe ist der Tastsinn.

*

Was in der Liebe göttlichster Nektar, ist in der Ehe ge-
wöhnlicher Hauswein.

*

Das Heiligste ist die nackte Wahrheit, ebenso in der Liebe
jener Moment, wo die letzten Hüllen fallen.



Ein aufmerksamer Verehrer.

Von Armand Silvestre.

I.

Obgleich ein Engländer aus London, war John Bothum dennoch ein wohl erzogener Mann, selbst auf der Reise. Darum sahen ihn auch seine Landsleute mit scheelen Augen an, wenn sie ihm im Auslande begegneten. Im Eisenbahn-Coupe streckte er seine langen Beine nicht auf den Sitzpolstern aus, bis unter die Nase seiner Nachbarinnen; er bat um Erlaubniß, wenn er eine Zigarrette anzünden wollte, wählte nicht seinen schlechtesten Hut aus, um in die Oper zu gehen, und stemmte bei der table d'hôte nicht beide Ellbogen auf den Tisch. Wie man sieht, war dies ein origineller, fast exzentrischer Mensch, und seine Verwandten, die berühmte Touristen waren, pflegten von ihm zu sagen: Er wird ein schlimmes Ende nehmen. Andere behaupteten, er wäre kein Vollblut-Engländer und seine Vorfahren seien nicht mit auf den Schiffen gewesen, welche einst die Normannen an die Gestade Groß-Britanniens brachten.

Nun denn: diese seine Eigenart sollte ihm keinen Schaden bringen; ganz im Gegenteil, wie man sogleich sehen wird.

Er hatte nämlich eines Abends in der Comédie-Française eine reizende Nachbarin. Er wählte im Theater seinen Platz mit Vorliebe auf dem Balkon, weil er die Gesellschaft der Damen jeder anderen vorzog, was wieder nur ein Beweis seiner guten Erziehung und seines guten Geschmacks ist. Die Nachbarin war bezaubernd in jeder Hinsicht, in eleganter Toilette, etwas spießbürgerlich in ihrer Haltung, aber im Uebrigen genügend dekolletirt. Denn die Pariser Bürgerfrauen sind sehr anmuthvoll und in den Hauptsachen nicht weniger verführerisch, als die großen Damen. Madame Rondelet — so hieß sie und war die Gattin eines Herrn, der in den Geschäften sehr viel Geld gewonnen hatte — mußte eine sitzende Lebensweise führen, denn sie hatte anbetungswürdig entwickelte Formen und einen lilienweißen Teint. In einem Leibchen von schwarzer Seide, mit einer Wolke von weißen Spitzen garnirt, stellte sie zwei Hemisphären zur Schau, auf welchen ich für mein Leben gerne die Geographie studirt hätte. Es waren zwei Polargebirge, deren Gipfel von einem Strahl nördlicher Morgenröthe rosig gefärbt schienen. Ihre Haare waren nicht schwarz,

wie ich sie liebe, aber auch nicht blond. Es war nicht die Nacht, nur die Dämmerung, durchwirkt von dem Goldschimmer ferner Blitze. In ihren nicht großen, aber schelmischen und lebhaften Augen gab es auf dem Grunde der Augäpfel einen feinen Sand, wie in der in klarer Morgenruhe daliegenden Quelle, an der im Vorbeihuschen der Sperling nippt. Ein einnehmender Mund, auf welchem das Lächeln zur Gewohnheit geworden und fröhlich auf zwei eingekniffenen Rosenblättern sich zu wiegen schien. Zwei Bischofshändchen, allerliebste gepolstert und mit Grübchen geziert. Dazu der gesunde Duft einer ehrbaren, wohl gepflegten Frau, nicht die anwidernden Parfüms, an welchen man die Buhlerinnen erkennt, die Blumen, die an der Heerstraße blühen. Ein geheimnißvoller und diskreter Geruch, wie der der Waldblümchen. Man war versucht zu glauben, daß sie sich mit Veilchen nähre. Im Ganzen eine sehr anziehende Person, die unsern nüchternen John Bothum sofort aus seiner Ruhe brachte. Doch der Engländer war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß hier wenig für ihn zu hoffen sei. Ueberdies saß der Gatte, Herr Rondelet, auf der anderen Seite, und lauschte mit Sammlung der Prosa des Herrn Camille Doucet. Der schüchterne Sohn Albions fand denn auch nicht den Muth, an seine verführerische Nachbarin auch nur ein Wort zu richten. Aber, als die Prosa Doucet's ausgewüthet hatte und Alles sich mit augenscheinlicher Freude erhob, um das Theater zu verlassen, vergaß die schöne Unbekannte auf ihrem Sitze einen kleinen Zucker von Schildpatt mit eingelassenen Silberverzierungen.

John rief sie zurück, indem er auf den Gegenstand zeigte und in respektvollem Tone sprach:

— Madém, Sie haben vergessen etwaas!

II.

Frau Rondelet hielt große Stücke auf dieses kleine Fernglas, das sie von ihrer Taufpathin zum Hochzeitsgeschenk erhalten hatte. Sie fuhr schmerzlich zusammen bei dem Gedanken, daß sie es bald verloren hätte; aber ihre Blässe wich bald einer vergnügten Röthe; wie eine Blume, die sich in der milden Wärme der Morgensonne erschließt, lächelte sie dem jungen Manne zu und stammelte unverständliche Worte der Dankbarkeit und Rührung. Herr Rondelet, der soeben bei Camille Doucet in der kindischen, spießbürgerlichen Artigkeit eine Lektion genommen, ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen, eine Ungeschicklichkeit zu begehen. Er beglückwünschte Herrn John Bothum zu seiner Rechtschaffenheit und gab ihm deutlich zu verstehen, daß er ihm diese nicht zugemuthet hätte, weil er wisse, daß alle Engländer im Auslande nichts als „pickpockets“ sind. Bei diesem Compliment von einem sehr zweifelhaften Geschmack verzog John das Gesicht; aber er überzeugte sich sogleich, daß der Gemahl der schönen Frau nur einfältig sei, nicht unverschämt. Sein kurzer Zweifel über diesen Punkt schwand angesichts der Beharrlichkeit, mit welcher Herr Rondelet den Engländer einlud, ihn zu besuchen. „Meine Frau empfängt jeden Dienstag“ — sagte er.

Jetzt erröthete John Bothum vor Vergnügen, indem er die Dame anblickte. Diese hatte die Guld, ihm zu antworten: „Mein Herr, es wird mir sehr angenehm sein, Sie bei mir zu sehen.“

Das Ehepaar sagte dem Engländer seine Adresse und ließ ihn in großer Freude zurück. Er folgte den Beiden rasch nach, um Diejenige in den Wagen steigen zu sehen, die soeben mit so vieler Anmuth zu ihm gesprochen hatte. Die Wagenfedern knarrten ein wenig, als Frau Rondelet einen Fuß auf das Trittbrett setzte und es ging nicht ganz ohne Hinderniß von Statten, als sie die Röcke zusammennahm, um durch die Wagenthür hindurchzukommen. John sah Aldies und ging in einer Stimmung nach seinem Gasthose, die ganz verschieden war von jener, in der er vor drei Stunden das Theater betreten hatte.

John Bothum fand, daß diese Woche der Dienstag gar nicht kommen wolle. Endlich kam der große Tag und er sah sie wieder inmitten einer reichen und bequemen Einrichtung, die ihre persönlichen Vorzüge noch hob, bekleidet mit einer wundervollen Haustoilette, bei der es schien, als müßte in Folge Abspringens eines einzigen Knöpfchens Alles zu Boden fallen, — eine köstliche Perspektive, der die Einbildungskraft der Besucher sich willig überläßt. Sie bewies dem Engländer große Freundlichkeit und ich glaube, der Arme würde seine Liebeserklärung vorgebracht haben, wenn nicht neue Besucher angekündigt worden wären. Es ward nun langweilig in den Salons der schönen Frau Rondelet und John entschloß sich, den Rückzug anzutreten. Die Frau des Hauses gab ihm das Geleite bis zur Schwelle und lud ihn im Namen ihres Gatten auf den folgenden Tag zum Diner ein.

John Bothum ward nun in dem Hause bald heimisch, denn Herr Rondelet behandelte ihn mit vertrauensfölicher Freundschaft. Es währte nicht lange und er ließ ihn des Abends Stunden lang mit seiner Frau allein, wenn es ihn drängte, in die Coullissen des Variétés-Theaters zu eilen, wo er eine kleine Geliebte besaß. Wie alle Frauen liebte es auch Frau Rondelet sehr, daß man ihr den Hof mache. Die Huldigung des Engländers war überdies von einem vollendeten Geschmack, schüchtern und schmeichelhaft zugleich. Denn die wahre Liebe ist gewöhnlich ohne Muth. Es gab denn beim milden Licht der Lampe lange Gespräche zwischen ihnen, wobei sich Mund an Mund drängte, in der scheuen Furcht, gehört zu werden, wobei die Wangen bereit waren, sich zum ersten Kusse zu berühren, Kniee und Arme sich streiften und so einen süßen Schauer in den Leibern hervorriefen. Man soll diesen ersten Zauber der platonischen Zärtlichkeiten nicht verspotten. Sie sind ein köstliches Vorgericht, — allerdings nur ein Vorgericht. Frau Rondelet schien geneigt, sich mit diesen harmlosen Leckerreien zu begnügen. Allein John fühlte seinen Appetit wachsen; diese traulichen Spielereien schläfernten ihn nicht ein, sondern erweckten ihn vielmehr. Es mengte sich allmählig einige Bitterkeit in seine Bewunderung und es bedurfte seiner ganzen weltmännischen Wohlerzogenheit, damit seine Ungeduld nicht losbreche.

Als denn eines Tages oder vielmehr eines Abends Frau Rondelet, mit der duftigen Wärme ihrer Arme seinen Hals umschlang und mit bezaubernder Stimme ihm sagte: „Nicht wahr, mein Freund, wir sind glücklich?“ — da konnte John Bothum nicht umhin, ihr ziemlich melancholisch, fast im Tone des Vorwurfes zu antworten:

— *Médecin*, Sie vergessen etwaas!

III.

Diese Unterlassung mußte gut gemacht werden. Frau Rondelet vergaß denn künftig nichts mehr, höchstens ihre ehelichen Pflichten. Wir sind die Letzten, die sie dieserhalb tadeln wollen. Es ist eine gar zu angenehme Beschäftigung. Was würden die Romanciers und die Bühnen-Schriftsteller anfangen, wenn es in der Ehe keine gehörnten Gatten gebe!

Rondelet wurde denn tüchtig betrogen, in seinem eigenen Hause, wie es diesem Schürzenjäger gebührte, der jetzt manchmal bis Mitternacht ausblieb, ja einige Male sogar erst am Morgen heimkehrte, indem er unglaubliche Geschäfte vorschügte.

Es war in einer jener glücklichen Nächte, in welchen John Bothum den wahren Ehemann spielte und es sich ganz nach seinem Behagen in dem Ehebetto wohl sein ließ. Ach, sie hatten die Hausehre des armen Rondelet zu Charpie zerzupft. Drei, vier, fünf Stücke hatten sie aus dem Ehekontrakte herausgeschnitten und noch immer hielt John Bothum die Scheere in der Hand. Doch Frau Rondelet flehte um Gnade; es mußte doch wenigstens ein Endchen für den nächsten Tag übrig bleiben.

Sie war sehr lieblich im Innern und sehr milde im Außern, diese denkwürdige Nacht, in welcher der Wuchs des Herrn Rondelet eine so bedeutende Zunahme erfuhr. Es war sternenhell, dazu ein Vollmond, rund wie ein Käse und gelb wie ein riesiges Kagenauge. Dies sahen sie von ihrem Bette aus, denn sie hatten die Vorhänge am Fenster beiseite geschoben, um in den Zwischenakten ihres Liebes-Lustspiels das herrliche Schauspiel des Himmels zu genießen.

Nachdem sie erklärt hatte, daß das Stück zu Ende sei, war Frau Rondelet aus den Betttüchern geschlüpft, um einen jener, der Gesundheit sehr förderlichen Ritte zu unternehmen, bei welchen man nicht zu fürchten hat, daß das auf hölzernen Füßen stehende Wasserpferd den Reiter abwerfen könnte. Als sie wieder aus dem Sattel war, wollte der Engländer seinerseits den sanften Gaul besteigen, aber er blieb verblüfft am Ufer des kleinen Teiches stehen. In der kaum gekräuselten Wasserfläche spiegelte sich der Mond von draußen und dieser Mond war so voll, so rund, so weiß, so ähnlich jenem, welchen John vorhin lieblos hatte dürfen, daß ihm ein unsinniger Gedanke durch den Schädel fuhr und er angstvoll ausrief:

— *Médecin*, Sie vergessen etwaas!

Caviar-Schnitten.

Vor Gericht.

Präsident (zu einer Frau, die des Ehebruchs angeklagt ist): Also, Ihr unglücklicher Gatte hat Sie auf frischer That ertappt?

— Nein, Herr Präsident, auf dem Bett . . .

*

Audere Zeiten.

Eine moderne Frau Putiphar zu ihrem Joseph:

— Wenn mein Mann uns überraschte, was würden Sie sagen?

— Mein Gott! ich würde sagen, daß Sie angefangen haben.

*

Auf dem Vermittlungs-Bureau.

Eine bekannte und vielgesuchte Horizontale unterhandelt mit einem Mädchen, das sich ihr als Zofe anbietet.

— Sie gefallen mir, sagt sie ihr; Sie sollen bei mir einen guten Lohn bekommen, aber ich mache Sie aufmerksam, daß es bei mir viel Arbeit gibt.

— Ah! wieviel Mal des Tages muß ich denn das Bett der Gnädigen machen?

*

Ein Herr nimmt einen Diener auf und bewilligt ihm die verlangten 60 Mark Monatslohn.

— Was können Sie machen? fragt er ihn dann.

— Alles, mein Herr, sogar Kinder!

*

Eine Richtigestellung.

Wenn Herr X. ein wenig über den Durst getrunken hat, wird er sehr geschwätzig und er plaudert selbst über die intimsten Reize seiner eigenen Gattin.

— Eine Prachtfrau! rief er neulich wieder einmal im Kreise einiger Freunde; ein tadelloser Körper und Alles in Allem achtzehn Linsen.

— Falsch! ich habe deren neunzehn gezählt, sagt Herr Y. richtigstellend.

*

Ein Mißverständnis.

Eine Magd erscheint in der Apotheke und präsentiert ein Rezept.

— Für wen ist das? fragt der Provisor.

— Für meine Gnädige.

— Wie heißt sie und wo wohnt sie?

— Aber, mein Herr! für wen halten Sie denn meine Gnädige?

*

Im Hôtel.

Der Kellner zur Köchin:

— Wie soll ich diesen Fasan auf Nr. 19 bringen; er ist doch völlig verbrannt!

— Tragen Sie ihn nur hinein; glauben Sie denn, das Pärchen speist wegen des Fasans im Separatzimmer?

Einer, der in Weinen macht.

Erzählung von Jean qui rit.

Oberleutnant M a z i n g e r war nach dreijähriger Garnison in der Herzegowina, wo er sich mit montenegrinischen Hammeldieben herumzuschlagen hatte, nach seinem lieben Wien zurückgekehrt. Er war jetzt in der prächtigen Kaiserstadt so gut wie fremd. Durch Heirathen, durch die Influenza und den Krach war der Kreis seiner ehemaligen Bekannten sehr gelichtet worden. In den Kaffeehäusern, in den Theatern, im Prater lauter fremde Gesichter. Das war schlimm. Wie soll man da seine Nachmittage todt schlagen?

Da erinnerte sich Mazingering plötzlich, daß er in früheren Zeiten manchmal einen kleinen Besuch bei „Madame Pepi“ gemacht habe, in deren eleganter Wohnung (in der Prater-

straße) man oft mehrere hübsche Fräulein beim Kaffee versammelt fand, deren Gunstbezeugungen selbst für die beschränkten Mittel eines Berufs-Offiziers erreichbar waren.

Der Oberleutnant wußte die Nummer des gastlichen Hauses nicht mehr, aber er hatte das Aeußere desselben noch so gut im Gedächtnisse, daß er, als er am folgenden Tage gegen eilf Uhr, in Zivilkleidung nach der Praterstraße pilgerte, richtig die Stätte fand, an der er einst so manches süße Stündchen verlebt hatte.

Mit entschlossener Hand zog er die Klingel an der Thür der im zweiten Stockwerke gelegenen Wohnung. Ein hübsches Bößchen öffnete die Thür und führte ihn in einen kleinen Salon, dessen einfache Eleganz mit dem ehemaligen plumpen, aufdringlichen Luxus der „Madame Pepi“ nicht ganz stimmte.

— Wen darf ich anmelden? fragte die Zofe.

Mazingering zögerte einen Augenblick mit der Antwort. In seinem Gehirne dämmerte die Möglichkeit auf, daß er vielleicht doch nicht an der richtigen Thüre angeläutet habe und dieser Zweifel mahnte ihn zur Vorsicht.

— Melden Sie Gustav Barber! sagte er.

Einige Minuten später sah er eine dicke Dame mit glatt gescheiteltem, grauem Haar eintreten. Er war sogleich beruhigt. Nur die Sündenmütter, die für alleinstehende Herren seines Schlags stets Trösterinnen im Vorrath halten, erfreuen sich eines so verehrungswürdigen Aussehens.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, sagte in sehr würdigem Tone die Herrin des Hauses, — Ihr Name ist mir unbekannt. Es liegt vielleicht an meinem geschwächten Gedächtnisse . . .

„Ach! die Alte will mir was vormachen!“ dachte sich Mazingering. „Sie glaubt vielleicht, ich wäre Einer von der Polizei und trifft ihre Vorsichts-Maßregeln.“

— Verzeihen Sie, liebe Frau, sagte er dann laut, ich war früher nicht ganz unbekannt in diesen Räumen; ich gehörte zu den Intimen der „Madame Pepi“.

— Wie beliebt?

— Die gute „Madame Pepi“, die vor Ihnen hier wohnte . . .

— Madame Pepi? Madame Pepi? wiederholte die betagte, dicke Dame, indem sie in ihrem Gedächtnisse zu forschen schien. Dieser Name ist mir völlig unbekannt!

— Ah! Madame Pepi, deren Nachfolgerin Sie sind?

— Deren Nachfolgerin ich bin? Worin soll ich ihre Nachfolgerin sein?

— Nun . . . in dieser Wohnung, stotterte Mazingering-Barber, den allmählig eine unheilvolle Ahnung beschlich.

— Das ist wohl möglich, mein Herr, sagte die alte Dame; allein, diese Wohnung war seit mehr denn einem Jahre leer gestanden, als ich sie miethete, und ich hatte nie das Vergnügen, die Person kennen zu lernen, die vor mir dieselbe inne hatte. — Dann, nach einem sehr peinlichen Stillschweigen, fügte sie hinzu: Ich sehe übrigens nicht ein, wie die einfache Thatsache, daß ich in dieser Wohnung die Nachfolgerin der . . . der „Madame Pepi“ bin, mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft?

Die Lage wurde immer schwieriger; allein Mazingering war ein Mensch, den seine Geistesgegenwart niemals im Stiche ließ.

— Verzeihen Sie, meine Gnädige, sagte er mit großer

Zungengeläufigkeit, verzeihen Sie, wenn mein Vorgehen Ihnen einigermaßen indiskret erscheint; allein ich bin Vertreter einer großen Exportfirma für Bordeauxweine und zählte Madame Pepi zu meinen besten Kunden. Ich erlaubte mir denn vorzusprechen, weil ich hoffte . . .

— Bedauere, mein Herr, sagte die alte Dame in strengem Tone, — ich benötige im Augenblicke keinen Bordeaux.

Und sie erhob sich, um ihrem Besucher begreiflich zu machen, daß er gehen könne.

Der Oberleutnant war entschlossen, seine Rolle mit Anstand zu Ende zu spielen.

— Ich hätte einen 80-er Médoc, der sehr fein ist, sagte er.

— Lassen Sie es gut sein, entgegnete die alte Dame, indem sie ihn bis zur Thür geleitete.

— Vorzügliches Cognac fine champagne aus dem Nachlasse eines Prälaten, sagte er noch auf der Schwelle, allein die Thüre ward ihm vor der Nase zugeschlagen.

*

Mazinger athmete frei auf, als er sich wieder in frischer Luft befand. Froh darüber, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein, eilte er nach Hause, um sich zu dem Diner umzu kleiden, zu welchem ihn der Oberst seines neuen Regimentes eingeladen hatte, um ihn seiner Familie vorzustellen.

Doch die Zufälle des Lebens sind manchmal merkwürdig grausam! Die erste Person, welche Mazinger beim Eintritt in den Salon des Obersten bemerkte, war die dicke Dame mit den weißen Haaren aus der Praterstraße.

Eine Vorstellung war unvermeidlich.

— Herr Oberleutnant Mazinger, einer unserer tapfersten Offiziere; — Frau von Altheim, meine Schwieger-Mama.

Trotz seiner Geistesgegenwart fand Mazinger in diesem Augenblicke kein Wort zu sagen. Ihm war die Kehle wie zugeschnürt. Und während er in schlimmster Verlegenheit sich in einen Winkel des Salons flüchtete, nahm Frau von Altheim ihren Schwiegersohn beiseite und fragte ihn leise:

— Wie haben Sie diesen jungen Mann genannt?

— Oberleutnant Mazinger; er ist eben erst mit längerem Urlaub aus Bosnien heraufgekommen.

— Dann erklären Sie mir, wie es kommt, daß er vor wenigen Stunden bei mir sich als Vertreter einer Bordeaux-er Weinhandlung vorgestellt hat?

— Ah!

— Und noch mehr! Er gab vor, zu seinen besten Kunden eine . . . Madame Pepi zu zählen, die nach Allem, was ich vom Hausmeister erfahren habe, eine Gelegenheitsmacherin ist. — Sie empfangen schöne Leute, Das muß ich sagen!

Doch jetzt ward das Essen angekündigt und man begab sich nach dem Speisesaale. Es ist für einen jungen Oberleutnant schon im Allgemeinen nicht sehr belustigend, an der Tafel seines Obersten zu speisen; wenn er dann noch neben einer dicken Dame mit weißem Haar zu sitzen kommt, der er Bordeauxwein und Cognac „offerirt“ hat, um sich eine Hal-

tung zu geben, dann wird ein solches Diner völlig zu einer Tortur. Doch gab sich Oberleutnant Mazinger alle erdenkliche Mühe, um durch unausgesetzte Aufmerksamkeiten und eine lebhafteste Konversation (er wußte aus den okkupirten Ländern viel Interessantes zu erzählen) den Eispanzer zum Schmelzen zu bringen, mit welchem Frau von Altheim zu Beginn des Diners sich umgeben hatte; und er brachte es wirklich dahin, daß sie, als sie sich von der Tafel erhoben, ihm mit einem huldvollen Lächeln die Hand zum Kusse reichte.

Die Herren begaben sich in das Rauchzimmer, wo der Kaffee servirt wurde. Der Oberst bot seinen Gästen vortreffliche Zigarren; als er mit seinem Kistchen zum Oberleutnant Mazinger kam, benützte er die Gelegenheit, um ihm in vertraulichem Tone zu sagen:

— Mein lieber Oberleutnant Mazinger! Sie sind ein schneidiger Offizier; aber wenn Sie in meinem Regiment vorwärts kommen wollen, hüten Sie sich, älteren Damen — Bordeaux und Cognac zu offeriren.

Damit drehte er ihm den Rücken. Und Das war ein Glück für den armen Mazinger, denn er glaubte vor Scham zu versinken. Er war in so grausamer Verlegenheit, daß er das brennende Zündhölzchen statt der Zigarre in den Mund steckte. Er schlürfte rasch seinen Kaffee und empfahl sich, dringende Geschäfte vorschüßend.

Als er im Salon der dicken Dame mit den weißen Haaren zum Abschiede die Hand küßte, flüsterte ihm diese huldvoll zu:

— Herr Oberleutnant! bringen Sie mir doch morgen einige Ihrer Muster! . . .

Ein Sohn der Sparsamkeit.

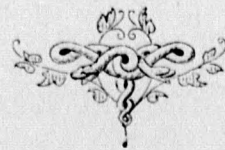
Don Juliaño wandelt einsam
Und verlassen durch die Straßen,
Er war sittsam und ganz sparsam,
Alle Mädchen wollt' er lassen.

Donna Anna, die Maitresse
Don Labeños, eine Elfe,
Die da unter der Cypresse
Wartet in der Nacht um zwölfte,

Wandte sich mit heit'ren Mienen
An den edlen Don Juliaño:
Wollt Ihr Euch denn nicht versöhnen
Mit dem Bruder Don Labeño?

Gebt doch hundertfünfzig Gulden
Dem Labeño, dem so braven,
Daß er kann bezahl'n die Schulden
Für sein Nächtlichbeimirschlafen!

Max Leyer.





— Du willst wissen, weshalb ich Dich betrogen habe. — Nein, Du sollst es nicht erfahren . . . ich muß Dir die Neugierde abgewöhnen.

Don Juan

vor dem himmlischen Richter.

Von Jean Richepin.

Als an Don Juan die Reihe kam, vor dem Richterstuhl des Ewigen zu erscheinen, trat er stolz und kühn hervor, wie es allezeit und vor Jedermann seine Art gewesen. Keck wie immer hub er folgendermaßen an:

— Wir wollen nicht lange streiten, da meine Sache ja im vorhinein verloren ist. Ich weiß Dies genau und es ist mir auch ganz recht so.

— Warum denn, mein Sohn? fragte der Allvater, indem er gütig und schlaun zugleich in seinen langen, weißen Bart lächelte.

— Warum? Darum, mein lieber Alter, weil ich stets nach meinem Willen handelte und weil ich jetzt verdammt sein will.

Ohne sich wegen des vertraulichen „mein lieber Alter“ gekränkt zu fühlen, lächelte der Ewige von Neuem in seinen langen, weißen Bart und sagte mit gütigem Kopfschütteln:

— Ei, ei, mein schöner Sohn! verdammt zu werden ist nicht so leicht wie Du glaubst.

— Ah!

— Thue nur nicht so erstaunt, Das läßt Dir nicht gut. Ein Wesen Deiner Art darf über nichts erstaunt sein. Wenn Du, ohne es zu ahnen, das Paradies gewonnen hättest, was würdest Du dazu sagen?

— Ich würde sagen, daß irgend eine List dahinter steckt, was mich von Deiner Seite gar nicht Wunder nehmen würde. Aber ich würde mich dagegen wehren, sei dessen versichert; denn ich kenne mich aus in der Kasuistik.

— Du bist also doch bereit zur Rede und Gegenrede?

— Ich muß wohl, da man mich „eintunken“ will, wenn ich mich so ausdrücken darf.

— Es ist wahr, ich will Dich in mein Paradies eintunken, entgegnete der himmlische Vater, der an diesem Scherz Gefallen zu finden schien.

Dieser milde, spaßige Ton schien Don Juan ein wenig zu reizen, denn er hatte sich darauf vorbereitet, den Helden zu spielen vor diesem großen, schrecklichen Richter, der sich jetzt als gutmüthigen Herrn gab.

Er sagte denn mit einem süßsauren Lächeln:

— Nun, so laß hören, wie, wo und wann ich mich Deines Paradieses würdig gemacht hätte?

Der himmlische Vater winkte und herein trat der heilige Ivo, Schutzpatron der Advokaten, gefolgt von einer Schaar von tausend und drei Weibern.

Als Don Juan ihrer ansichtig ward, rieb er vergnügt die Hände und rief höhniſch:

— So laſſe ich mir's gefallen! Du biſt wenigſtens unparteiſch und haſt der Belaſtungs-Zeugen nicht vergeſſen.

— Mit Verlaub, junger Mann! unterbrach ihn der heilige Ivo; — Du haſt Dich verſprochen: das ſind Entlaſtungs-Zeugen.

— Wie? Entlaſtungs-Zeugen? rief Don Juan erſtaunt aus.

— Es iſt wie ich ſagte, fuhr der heilige Ivo fort. Ueber ausdrückliches Verlangen dieſer tauſend und drei Frauen bin ich hier erſchienen, um das Paradies für Dich zu verlangen. Wir ſtügen uns dabei auf die heilige Schrift, wo es heißt: „Ihm ſoll viel vergeben werden, weil er viel geliebt hat.“ Und ich behaupte und will beweifen . . .

Er wollte ſich in eine lange Periode einlaſſen, zu der er tief Athem geholt hatte; allein Don Juan ſchnitt ihm mit einem energiſchen „Still!“ das Wort ab und wandte ſich an den Allmächtigen:

— Ich bitte Dich, erſpare mir das Gefaſel dieſes Schwäzers! Noch ehe er geſprochen, will ich ihn mit einem Worte ſtumm machen. Der Ausſpruch, auf den er ſich ſtützt, kann in meinem Falle keine Anwendung finden. Ich wurde viel geliebt, Das gebe ich zu, aber ich habe nie geliebt. Folglich . . .

Jetzt wurde ihm das Wort abgeſchnitten. Tauſend und drei Stimmen brachen in ein Wuthgeheul aus und Jede ſchrie leidenschaftlich:

— Doch, doch! mich haſt Du geliebt! ich bin deſſen ſicher . . .

Vergebens hielt Don Juan ſich die Ohren zu, er hörte ſie dennoch; und hätte er ſie nicht gehört, er würde aus ihren zärtlichen, verzückten Blicken geſehen haben, was ſie ſchrieten.

Da ließ der heilige Michael ein donnerndes „Ruhe!“ vernehmen und das Geſchrei erſtarb in einem Geſtüſter.

— Wie? fragte jetzt der heilige Vater zu Don Juan gewendet, — Du haſt keine von dieſen Unglücklichen geliebt? keine einzige?

— Keine einzige! erwiderte Don Juan mit feſter Stimme. Allerdings habe ich jeder Einzelnen verſichert, daß ich ſie liebte und Jede hat es mir geglaubt, und Alle glauben es noch immer. Dies beweist eben, wie gut ich mein Verführer-Handwerk verſtand. Sonſt beweist es nichts. Aber ich liebte in ihnen nichts als mich ſelbſt, meinen Wonnentraum. Zwingen mich nicht, eine lange Rede über dieſen Gegenſtand zu halten, den ſo viele Kommentatoren, Philoſophen und Dichter bis zum Ueberdruß erſchöpft haben.

— Ivo, was haſt Du dieſem Argument, das mir wohlbegründet zu ſein ſcheint, entgegenzuſtellen?

Der heilige Ivo, den es beleidigte, ein Schwäzer genannt zu werden, erklärte, daß er nichts zu entgegnen habe. Allein, da erhoben die tauſend und drei Weiber von neuem ein ohrenzerreiſendes Geſchrei.

— Still! gebot der heilige Michael wieder.

Don Juan ſchien triumphiren zu ſollen und der heilige Vater fragte ſich einigermaßen verlegen das Kinn.

Doch ſiehe, da traten plötzlich aus der Schaar der tauſend und drei Frauen zwei hervor, die eine in Lumpen, die

andere in reiche Trauergewänder gehüllt. Dieſe hielt die Bettlerin an der Hand und ſagte langſam:

— Hier iſt ein Geſchöpf, welches Du geliebt haſt, Don Juan; erinnere Dich nur!

Don Juan bebte kaum merklich zuſammen. Doch faßte er ſich ſogleich wieder und rief der in Trauer gekleideten Frau in ironiſchem Tone zu:

— Fürwahr, Donna Elvira, es hätte mich Wunder nehmen müſſen, wenn Ihr Euch die Gelegenheit hättet entgehen laſſen, mir eine Scene zu machen.

— Ich liebe Dich noch immer, erwiderte traurig Donna Elvira, und ich will nicht, daß Du verdammt werdeſt. Geſtehe denn, daß Du dieſes arme Weib geliebt haſt, daß Du bei ihr nicht die Befriedigung eines flüchtigen Verlangens, noch die Freude einer häßlichen Eitelkeit, noch endlich jenen unerklärlichen Wonnetraum geſucht haſt, von welchem Du immer ſprichſt. Geſtehe, wie Du es es mir einſt geſtanden, daß Du ihr ohne jeden Hintergedanken, aus bloßem Erbarmen, Deinen Leib und Dein Herz zum Geſchenke gemacht und in jenem Augenblicke die wahre Liebe kennen gelernt haſt, die darin beſteht, ſich völlig hinzugeben, ohne Hoffnung auf eine Gegengabe.

Alle Anweſenden betrachteten erſtaunt das arme Weib, dieſe ſeltſame Geliebte, ſo verſchieden von den Anderen, ſo wenig würdig ihren Platz einzunehmen unter den tauſend und drei, und Alle fragten ſich betroffen:

— Iſt es möglich, daß er ſie geliebt habe, ſie allein geliebt habe?

Sie war in der That ganz ſo wie an jenem Tage, an welchem ſie die Erde verlaſſen, nachdem ſie eine einzige Nacht mit Don Juan verbracht hatte. Als er ſie beſaß, war ſie weder jünger noch ſchöner. Es war eine gottsjämmerliche Bettlerin von etwa fünfzig Jahren, der Körper durch das Elend verunſtaltet, das Fleiſch weich und ſchwammig gemacht durch alle Laſter, den ſie auf den Heerſtraßen ſich hingegeben, das Geſicht aufgedunſen durch die Trunkſucht, das zahuloſe Maul einem ſcheußlichen Rachen gleichend. Die loſe und wirr herabhängenden dürſtigen Haare ließen auf dem Schädel blutige Schwielen ſehen, die ſie in widrigen Kaufereien davon getragen hatte. Eines ihrer Augen verſchwand völlig unter den Augenlidern, die durch einen fürchterlichen Fauiſtſchlag in eine einzige blaue Beule verwandelt worden waren.

Aller Blicke ruhten fragend auf Don Juan, während Donna Elvira ihn noch einmal fragte:

— Erkennſt Du ſie? Wagſt Du zu leugnen, daß Du ſie geliebt haſt mit uneigennütziger, großer und edler Liebe?

Er richtete ſich ſtolz auf, ging auf die Bettlerin zu und ſagte:

— Ja, ich erkenne ſie; ja, ich habe ihr beigewohnt wie allen übrigen. Und ich bekenne es, daß ich ihr mehr Liebe geſchenkt habe, als den anderen. Ihr wißt nun die Wahrheit.

Und er erzählte in ungezwungener Weiſe, wie er eines Tages an einem öffentlichen Plage vorbeikam, wo ein Athlet ſeine Künſte zeigte, und wie er dort unter den Zuſchauern dieſe Unglückliche bemerkte, der bei der Bewunderung des ſchönen Mannsgeſchöpfes und in dem gierigen Verlangen nach demſelben der Schaum vor das Maul trat, und wie er in einer ſeltſamen Laune auf den Gedanken kam, dieſe Lüſternheit,

die augenscheinlich dazu verurtheilt war unbefriedigt zu bleiben, selbst zu befriedigen, wie er die Bettlerin hinweggeführt und eine ganze Nacht hindurch mit Wollust beschenkt, berauscht, getödtet habe, ohne seinerseits ein anderes Vergnügen dabei zu finden, als dasjenige, sie vor Wollust vergehen zu sehen.

— Aber was Du nicht wußtest, Donna Elvira, fügte er hinzu, — ist, daß ich, indem ich so that, einen Hintergedanken hatte.

— Welchen? fragte Donna Elvira.

— Ich wollte am folgenden Tage Dich dazu bringen, die schlimmste der Todsünden zu begehen. Erinnerere Dich nur!

— Ich erinnere mich, erwiderte Donna Elvira. Aus den Armen dieses Weibes hervorgehend kamst Du zu mir und rühmtest Dich Deiner Handlung, als ob es eine schlechte gewesen wäre. Ich aber fand sie gut und bezeugte Dir, daß Du milderthätig gewesen warst, ohne jene sträfliche Absicht, die Du Dir nachträglich einbilden wolltest. Und ich verzieh Dir diese Untreue, warf mich an Deine Brust und segnete Dich; und niemals habe ich Dich so sehr geliebt, wie in jenem strahlenden Schmutze Deines frommen Almosens, das Du dieser elenden Bettlerin gereicht hast.

— Und erinnerst Du Dich, unterbrach Don Juan die Sprechende mit einem boshaften Lachen, — erinnerst Du Dich auch des Wortes, welches ich Dir damals sagte, um Deine Begierde einzudämmen und Dir das furchtbar Sündige Deiner Absichten vorzuhalten? Ah, ah, erinnerst Du Dich? Wie Du mich wahnsinnig liebkosetest, wie Deine Lippen sich gierig an den meinigen festzogen, wie Deine wollustbebenden Hände sich verloren: sagte ich Dir zum Scherze, daß Du Dich in Verdammniß stürzest, weil Du die Hand ausstreckst nach dem Opferstock der Armen.

Donna Elvira zog mit schämiger Geberde den Trauerschleier über ihr Gesicht, das man unter der schwarzen Hülle tief erröthen sah.

Abermals schien Don Juan triumphirt zu haben und sein boshaftes Richern verwandelte sich in ein sieghaftes Gelächter.

— Nein, nein! rief da plötzlich Donna Elvira; Du sollst nicht verdammt werden, wie Du es durchaus willst. Don Juan! Ich werde Dich retten gegen Deinen eigenen Willen. Du hast die Schmach meiner Begierde verrathen; ich werde meinerseits verrathen, was mich gehindert hat sie zu befriedigen. Da, ich schlage den Schleier zurück, man sehe die Schamröthe auf meiner Stirne! Aber man erfahre auch, wie sehr Du Dich voll und ganz dieser Bettlerin schenktest.

— Schweig! schweig! brüllte Don Juan.

— Ich werde nicht schweigen, fuhr sie fort. — Und mit erhobener, scharfer Stimme fügte sie hinzu: Ja, es ist wahr; mich gelüftete nach den Nesten, welche diese Bettlerin übrig gelassen; ja, ich griff mit frevlerischer Hand nach dem Opferstock der Armen. Aber ich habe nichts entwendet; denn erinnere Dich, o Don Juan, erinnere Dich nur: der Opferstock war vollkommen leer!

Der Allvater, die Heiligen, die Engel, die tausend und drei Weiber: sie brachen in ein das Weltall erschütterndes Gelächter aus und Don Juan ward verurtheilt, im Paradiese zu bleiben.

Caviar-Schnitten.

Gut abgetrumpft.

Der junge Herr Alfred ist 17 Jahre alt, was ihn nicht hindert, einem Fräulein seine Liebeserklärung zu machen.

— Mein Fräulein, ich bete Sie an! ruft er pathetisch aus.

— So? erwidert das Fräulein, reden Sie mit Ihrem Herrn Lehrer! . . .

*

Begründeter Anspruch.

Ein junger Mann hält um die Hand des Fräulein K. an.

— Mir scheint, Sie sind noch zu jung, um eine Frau zu nehmen, wendet der Papa ein.

— Oh, ich bitte, sagt der Freier pikirt, — ich habe sogar schon die Gicht!

*

Unter Backfischen.

Gisi: Warst Du schon verliebt, Nelly?

Nelly: Oh ja, einmal in meinem Leben.

Gisi: In wen?

Nelly: Das weiß ich nicht! . . .

Gisi: ?

Nelly: Es war sehr finster im Parke.

*

Eine Bergeßliche.

Madame N. entdeckt eines Tages zu ihrem Entsetzen, daß ihr Luitchen gesegneten Leibes sei.

— Unglückliches Kind! ruft sie, — wer ist der Verführer?

— Ach, Mama! Du weißt ja, ich hatte schon in der Schule ein so schlechtes Gedächtniß!

*

In der Hize.

— Ich liebe Sie zum Verrücktwerden! sagt Graf Paczi einer kleinen Figurantin.

— So heirathen Sie mich!

— Nein, so verrückt bin ich noch nicht.

Roth e H a a r e.



Roth e H a a r e — niemals konnte
Ich mit ihnen mich versöhnen
Und sie schienen bis vor Kurzem
Mir die Travestie des Schönen.

Jetzt, seh' jetzt ich rothe Haare,
Spür' den Kuß ich der Kamönen
Und zum Preis der rothen Haare
Dithyramben flugs ertönen.

Seit die weichen, weißen Glieder
Meines Liebchens mich verwöhnen,
Wage Keiner es, die Farbe
Ihres Haares zu verhöhnen.

T. P.

(5.)

Die Erbschaft.

Roman von Guy de Maupassant.

(Schluß.)

Während sein Schwiegervater so sprach, sah sich Lesable im Geiste schon vor einem schönen, weißgetünchten Landhause stehen und den Chef empfangen. Er hatte dabei einen Flausrock von Wollstoff an und einen Panama-Strohhut auf dem Kopfe.

Ihm war, als fühlte er sich schon um Vieles wohler, und er lächelte, sagte aber noch immer nichts.

Hoffnungstrunken fuhr Cachelin fort: „Wir werden vielleicht in der Gegend Einfluß gewinnen; Sie werden vielleicht Abgeordneter werden; in allen Fällen werden wir die Gesellschaft des Ortes empfangen und ein angenehmes Leben führen. Sie werden ein Korbwägelchen und einen Pony haben, um täglich zum Bahnhof zu fahren.“

Lesable sah im Geiste Bilder des Wohllebens und der Eleganz. Der Gedanke, daß er selbst einen kleinen Wagen lenken würde, wie die reichen Leute, deren Schicksal er so oft beneidet hatte, vervollständigte seine Zufriedenheit. Er konnte nicht umhin zu sagen: „Ja, es wird reizend sein!“

Cora, die ihn gewonnen sah, lächelte nun ebenfalls gerührt und dankbar, und Cachelin, der kein Hinderniß mehr sah, erklärte: „Wir werden heute im Restaurant essen. Sacrifici! wir dürfen uns ein kleines Fest gönnen.“

Sie waren alle Drei ein wenig angeheitert, als sie Abends heimkehrten und Lesable, dem Alles vor den Augen tanzte, konnte sein schwarzes Kabinet nicht wiederfinden. Er legte sich — vielleicht aus Versehen, vielleicht aus Vergessen — in das noch leere Ehebett, in welches alsbald auch seine Frau steigen sollte; und die ganze Nacht schien es ihm, als ob das eheliche Lager schwanken würde, wie ein Schiff; er hatte sogar ein kleinwenig die Seekrankheit.

Er war am Morgen sehr überrascht, als er erwachend sich in den Armen Cora's fand.

Sie schlug die Augen auf, lächelte und küßte ihn in einer plötzlichen Aufwallung der Dankbarkeit und Zuneigung. Dann sagte sie ihm mit jener süßen Stimme, welche die Frauen bei ihren Schmeicheleien anwenden: „Wenn Du recht lieb sein wolltest, würdest Du heute nicht ins Ministerium gehen. Da wir sehr reich sein werden, hast Du es nicht mehr notwendig, so pünktlich zu sein. Wir wollen wieder zu Zweien eine Landparthie machen.“

Er fühlte sich ausgeruht, von jenem matten Wohlbehagen erfüllt, das den Aufregungen der Feste folgt, wie eingeduselt in der Wärme des ehelichen Lagers. Er empfand ein drückendes Bedürfnis, lange da zu bleiben, nichts mehr zu thun, als ruhig in dieser Weichlichkeit zu leben. Ein bisher unbekanntes und mächtiges Bedürfnis nach Trägheit hielt ihm Leib und Seele nieder und ein unbestimmter, unablässiger, beglückender Gedanke durchfluthete ihn: „Er wird reich und unabhängig sein.“

Doch plötzlich ward er von einem Gefühl der Angst ergriffen und er fragte ganz leise, als fürchtete er gehört zu werden: „Bist Du aber Deiner Schwangerschaft auch sicher?“

Sie beruhigte ihn sogleich: „Ja, ja; ich habe mich nicht getäuscht.“

In einem Neste von Besorgniß begann er sie zu betasten. „Ja, es ist wahr, sagte er endlich. Aber Du wirst vor dem im Testamente festgesetzten Zeitpunkte nicht niederkommen und man wird unser gutes Recht anfechten.“

Bei dieser letzteren Annahme gerieth er in Zorn. Ach nein, alle Wetter! Nach so vielen Anstrengungen, nach so vielem Ungemach wird man ihn doch nicht herumkriegen wollen! Erschreckt und voll Enttäuschung setzte sie sich auf.

„Laß uns sogleich zum Notar gehen!“ sagte sie.

Doch Lesable war der Meinung, man müsse sich vor Allem eines ärztlichen Zeugnisses vergewissern. Sie machten denn abermals einen Besuch bei dem Doktor Lesilleul.

Dieser erkannte sie sofort.

„Nun, ist's Ihnen gelungen?“ rief er ihnen zu.

Beide errötheten bis zu den Ohren und Cora, die ein wenig aus der Fassung kam, stammelte:

„Ich glaube ja, mein Herr.“

Der Arzt rieb sich vergnügt die Hände.

„Ich wußte, daß es kommen werde“ — sagte er. „Das Mittel, das ich Ihnen rieth, versagt niemals, es wäre denn, daß einer der Ehegatten völlig unvermögend sei.“

Nachdem er die junge Frau untersucht hatte, rief er:

„Ja, es sitzt bombenfest!“

Und er schrieb auf ein Blatt Papier Folgendes:

„Unterzeichneter Doktor der Medizin von der Pariser Fakultät bezeuge, daß Frau Leopold Lesable, geborene Cachelin, alle Symptome einer Schwangerschaft zeigt, die seit etwa drei Monaten datirt. Doktor Lesilleul.“

Dann wandte er sich zu Lesable: „Und wie geht's denn Ihnen mit der Brust, mit dem Herzen?“

Er auskultirte ihn und fand ihn vollständig geheilt.

Und sie gingen von dannen, froh und glücklich, Arm in Arm, leichten Fußes. Doch unterwegs kam dem Gatten eine Idee. „Du würdest vielleicht gut thun, sagte er seiner Frau, einige Servietten um den Leib zu binden, ehe wir zum Notar gehen. Er würde dann nicht glauben, daß wir nur Zeit gewinnen wollen.“

Sie gingen denn heim und er selbst entkleidete seine Frau, um ihr einen trügerischen Bauch zu machen. Zehnmal wechselte er die Anordnung der Servietten, um die Wahrscheinlichkeit zu einer vollständigen zu machen. Als er endlich zufrieden war, gingen sie wieder aus und Lesable betrachtete auf der Straße stolz diesen runden Bauch, der seine Männlichkeit bezeugte.

Der Notar empfing sie mit großer Freundlichkeit. Dann hörte er die Erklärung der beiden Ehegatten an, las das Zeugniß des Doktors Lesilleul und als Lesable sagte: „Es genügt übrigens ein Blick auf die Gestalt meiner Frau“ — ließ er mit überzeugter Miene seine Blicke auf dem Spitzhäuchlein der jungen Frau ruhen. Sie harvten beklommen der Aeußerung des Notars.

„Sehr gut, sehr gut, sagte der Mann des Gesetzes. Ob das Kind schon zur Welt gekommen ist oder erst zur Welt kommen soll, ist gleichgiltig; genug dem, es existirt, es lebt. Wir werden denn den Vollzug des Testaments bis zur Niederkunft der Dame verschieben.“

Als sie die Kanzlei des Notars verließen, sanken sie auf dem Flur einander in die Arme, so groß war ihre Freude.

VII.

Seit dieser glücklichen Entdeckung lebten die drei Familien-Mitglieder in schönster Eintracht. Sie waren jetzt stets in heiterer, milder Stimmung. Cachelin hatte seinen ganzen früheren Frohsinn wiedergefunden und Cora überhäufte ihren Gatten mit Aufmerksamkeiten. Auch Lesable schien ein ganz Anderer geworden zu sein; er war stets zufrieden und gemüthlich wie nie zuvor.

Maze kam jetzt seltener und es schien, als würde er sich in diesem Hause nicht mehr so behaglich fühlen wie früher. Er ward noch immer gut aufgenommen, aber merklich kühler, denn das Glück ist eigennützig und kann Anderer leicht entrathen.

Cachelin selbst schien eine gewisse geheime Feindseligkeit gegen den schönen Beamten zu hegen, den er vor einigen Monaten eingeführt hatte. Er selbst kündigte ihm die Schwangerschaft seiner Tochter kurz und bündig mit den Worten an: „Wissen Sie schon, daß Cora guter Hoffnung ist?“

Maze that sehr überrascht und erwiderte: „Da müssen Sie ja sehr glücklich sein!“ Cachelin erwiderte: „Das will ich glauben!“ und bemerkte, daß sein Kollege — im Gegensatz zu ihm — wenig entzückt schien. Die Männer sehen die Frauen, deren Getreue sie sind, nicht gerne in diesem Zustande, gleichviel ob sie daran die Schuld tragen oder nicht.

Indeß speiste Herr Maze auch künftig jeden Sonntag in dem Hause; aber es war Allen peinlich, den Abend zusammen zuzubringen, wiewohl nichts Ernstliches zwischen ihnen vorfiel. Und diese seltsame Verlegenheit wuchs von Woche zu Woche. Eines Abends, als er fortgegangen war, rief Cachelin wüthend aus: „Dieser Mensch fängt an, mich zu langweilen!“

Darauf erwiderte Lesable: „Thatsache ist, daß er durch längere Bekanntschaft nicht gewinnt.“

Cora hatte die Augen zu Boden gesenkt. Sie behielt ihre Ansicht für sich; sie schien immer verlegen in Gesellschaft des langen Maze, der sich seinerseits in ihrer Nähe zu schämen schien und sie nicht mehr lächelnd ansah wie ehemals, keine Theater-Freikarten mehr brachte und diese ehemals herzliche Freundschaft wie eine Last zu tragen schien.

Aber an einem Donnerstage, zur Dinerstunde, als ihr Gatte aus dem Bureau heimkehrte, küßte ihn Cora zärtlicher als sonst und flüsterte ihm ins Ohr:

— Du wirst mich vielleicht ausschelten?

— Warum denn?

— Herr Maze war vorhin zu Besuch da und da ich zu keinem Gerede Anlaß geben will, habe ich ihn gebeten, nur dann zu kommen, wenn Du zu Hause bist. Er schien ein wenig beleidigt.

Lesable schien überrascht.

— Nun, und was hat er denn gesagt? fragte er.

— Oh, nicht viel; aber was er sagte, hat mir mißfallen und dann bat ich ihn, seine Besuche überhaupt einzustellen. Du weißt, daß Ihr — Papa und Du — ihn ins Haus gebracht habt; ich hatte keinen Antheil daran. Darum fürchtete ich, Du könntest darüber mißvergnügt werden, daß ich ihm die Thüre wies.

Frendige Dankbarkeit erfüllte Lesable's Herz. Er umarmte seine Frau und rief:

„Du hast wohl gethan; ich danke Dir.“

Um das Verhältniß der beiden Männer im voraus festzustellen, fügte Cora hinzu:

„Im Amte wirst Du Dir nichts merken lassen; Du wirst mit ihm verkehren wie bisher, aber er soll nicht mehr zu uns kommen.“

Lesable schloß seine Frau noch einmal in seine Arme und küßte sie auf die Augen und die Wangen, indem er sagte: „Du bist ein Engel.“

Un er fühlte dabei den schon ziemlich großen Bauch seiner Frau an dem seinigen.

VIII.

Bis zur Zeit der Niederkunft ereignete sich nichts Neues. In den letzten Tagen des September gab Cora einem Mädchen das Leben. Man nannte sie Desirée. Da man aber eine feierliche Taufe veranstalten wollte, beschloß man, daß diese erst zum nächsten Sommer auf dem Landgute stattfinden solle, das sie kaufen wollten.

Sie wählten eine Besitzung in Asnières, auf dem Abhang, welcher die Seine beherrscht.

Während des Winters hatten sich große Ereignisse vollzogen. Als sie die Erbschaft angetreten hatten, verlangte Cachelin seine Pensionirung, die ihm auch sogleich bewilligt wurde. Er war denn aus dem Amte ausgetreten. Er brachte jetzt seine Zeit damit zu, mittels einer feinen mechanischen Säge die Deckel von Zigarrenschachteln zu zerlegen; er fabrizirte daraus Uhrgehäuse, Blumentöpfe, kleine Kästchen und allerlei seltsamen Hausrath. Wenn seine Leute seine Arbeiten von stets neuen und erfinderischen Formen bewunderten, war er selig und rief: „Ja, es ist merkwürdig, was man mit Fleiß und Geschick zustande bringen kann.“

Der Sous-Chef des Amtes, Herr Rabot, war endlich gestorben und Lesable versah die Arbeiten desselben, wiewohl er den Titel desselben noch nicht erhalten hatte, weil seit seiner letzten Vorrückung die vorschriftsmäßige Frist noch nicht verstrichen war.

Cora war mit einem Schlage eine ganz andere Frau geworden, mehr zurückhaltend, mehr elegant; sie hatte alle die Umwandlungen begriffen, welche der Reichthum im Gefolge hat.

Zu Neujahr machte sie der Gemahlin des Amtes-Chefs einen Besuch. Es war dies eine dicke Person, die trotz eines dreißigjährigen Aufenthaltes in Paris ihre provinzialen Manieren bewahrt hatte. Cora wußte Madame Torchebeuf mit so viel Anmuth um die Uebernahme der Patenschaft bei ihrer Tochter zu bitten, daß die Dame endlich einwilligte. Großvater Cachelin sollte der Pathe sein.

Die Zeremonie fand an einem prächtigen Junitage statt. Das ganze Bureau war eingeladen, mit Ausnahme des schönen Maze, den man nicht mehr empfing.

Um 9 Uhr erwartete Lesable auf dem Perron des kleinen Bahnhofes den Pariser Zug, während ein livrirter Groom einen schönen, kräftigen Pony, der vor einen neuen Korbwagen gespannt war, am Zügel hielt.

Als der Zug hielt, stieg Herr Torchebeuf aus einem Waggon erster Classe mit seiner Gemahlin, die in glänzender Toilette erschien. Aus einem Waggon zweiter Classe stiegen die Herren Pitolet und Boissel. Man hatte es nicht gewagt, auch den Vater Savon einzuladen; aber es war vereinbart worden, daß man ihn am Nachmittag irgendwo finden und mit Einwilligung des Chefs zum Diner einladen würde.

Lesable eilte seinem Vorgesetzten entgegen, dessen kleine Gestalt angethan war mit einem Ueberrocke, in dessen Knopfloche seine Auszeichnung glänzte wie eine aufgeblühte Rose. Sein riesiger Schädel, auf welchem ein breitkrämpiger Hut thronte, erdrückte schier seinen gebrechlichen Leib; seine Frau brauchte sich nicht erst auf die Fußspitzen zu stellen, um bequem über ihn hinwegzuschauen.

Leopold verneigte sich mit freudestrahlendem Gesichte und dankte für die Ehre. Er ließ sie in den Korbwagen einsteigen; dann eilte er zu seinen Amtsgenossen, die bescheiden hinterdrein kamen; er drückte ihnen die Hände und entschuldigte sich, daß er nicht auch sie in seinem Wagen mitnehmen könne, weil dieser zu klein sei. „Folgen Sie nur immer dem Stromufer und Sie kommen sicher zu meiner Thüre, zur Villa Desirée. Es ist die vierte um die Ecke. Sputen Sie sich.“

Nun schwang er sich auf den Wagen, ergriff die Zügel und fuhr im Trab davon, während der Groom auf dem Hinterritz Platz nahm.

Die Taufzeremonie nahm einen sehr würdigen, feierlichen Verlauf. Dann kehrte man in die Villa zurück und setzte sich zur Frühstückstafel. Jeder Gast fand unter seinem Tellertuch ein Geschenk, dessen Werth nach dem Range einer jeden Persönlichkeit bemessen war. Die Pathin bekam ein Armband von massivem Golde, ihr Gatte einen schönen Rubin in Form einer Busennadel; Herr Boissel eine Briestafche von russischem Leder, Herr Pitolet eine prächtige Meerschaumpfeife. Desirée biete ihren neuen Freunden diese Geschenke an, hieß es.

Roth vor Vergnügen legte Madame Torchebeuf den glänzenden Reif um ihren dicken Arm und da ihr Gatte, der Herr Bureauchef, nur eine dünne Halschleife anhatte, stach er die Nadel einstweilen in den Revers seines Rockes unterhalb der Rosette der Ehrenlegion.

Zu Beginn des Mahles herrschte eine ernste Stimmung; die Gegenwart des Herrn Amts-Chefs und seiner Gemahlin legte Allen eine gewisse Zurückhaltung auf. Allmählig wurde man heiterer; Cachelin gestattete sich im Bewußtsein seines Reichthums gewisse gepfefferte Späße und alle Welt lachte darüber. Pitolet und Boissel hätten sich dergleichen nicht erlauben dürfen.

Beim Nachtsch mußte man das Kind herbeibringen und jeder Gast küßte dasselbe. Pitolet flüsterte seinem Nachbar Boissel ins Ohr:

„Es sieht noch ein wenig mazette*) aus!“

Das Wort ging am folgenden Tage im Ministerium von Bureau zu Bureau.

Um zwei Uhr Nachmittags saß man noch bei Tische. Man trank Liköre: dann machte Herr Cachelin den Vorschlag,

*) Schwächlich. Eine Anspielung auf Mäze.

man solle die Besitzung besichtigen und hernach einen Spaziergang am Ufer der Seine machen.

Die Gäste machten nun die Runde durch die verschiedenen Räumlichkeiten, vom Keller bis zum Dachboden, hernach im Garten, von Baum zu Baum, von Pflanze zu Pflanze. Hernach theilten sie sich in zwei Gruppen, um so den Spaziergang anzutreten.

Cachelin, der sich in Gesellschaft von Damen nicht recht behaglich fühlte, ging mit Pitolet und Boissel in die verschiedenen Kaffeehäuser am Flußufer, während die Ehepaare Torchebeuf und Lesable die jenseitige Uferböschung erklimmen, weil es sich für Leute von Stand nicht schickt, sich unter das tolle Sonntags-Publikum zu mengen.

Auf dem Flusse herrschte ein ausgelassenes Treiben von Ruderern und Badenden. Madame Torchebeuf that sehr überrascht, worauf Cora bemerkte: „So geht's jeden Sonntag; Dies verleidet mir hier den Aufenthalt.“

Und sie wandten sich zum Rückwege. Herr Torchebeuf sagte zu Lesable: „Es ist bestimmt für das nächste Neujahr; der Abtheilungs-Direktor hat es mir fest zugesagt.“

Worauf Lesable erwiderte: „Oh, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, mein theurer Chef!“

Auf dem Heimwege trafen sie Cachelin, Pitolet und Boissel, die sich den Bauch hielten vor Lachen und den Vater Savon mehr trugen als führten, den sie — wie sie zum Späße behaupteten — auf der Böschung mit einer Cocotte gefunden hatten.

Der Alte war sehr betroffen und schrie immerfort: „Es ist nicht wahr! es ist nicht wahr! Herr Cachelin, es ziemt sich nicht, solche Dinge zu sagen!“

Cachelin aber fand den Spaß sehr gut und rief: „Oh, alter Wüßling! Du nanntest sie „mein liebes Gänschen“. Haben wir Dich erwischt?“

Die Damen mußten lachen, so komisch war der Alte in seiner Verzweiflung.

Cachelin sagte jetzt: „Wenn Herr Torchebeuf es gestattet, werden wir ihn zur Strafe für sein Vergehen zurückbehalten und er wird mit uns zu Mittag essen.“

Der Amts-Chef willigte gnädig ein. Man nahm den Vater Savon mit nach Hause und sein Abenteuer auf der Böschung war ein unerschöpflicher Gegenstand der Unterhaltung.

„Der arme Herr Savon scheint eine Nichtnutzige zur Frau genommen zu haben“ — bemerkte Cora zur Frau des Amts-Chefs, nachdem Beide sich auf der Terrasse unter dem Zeltdache niedergelassen hatten.

Frau Torchebeuf, die in allen Dingen, welche des Bureau betrafen, wohl unterrichtet war, erwiderte: „Ja, eine Waise, die viel zu jung für ihn war und die ihn mit einem Taugenichts betrog, mit dem sie schließlich durchging. Allerdings muß man zugeben, daß der Vater Savon nichts weniger denn verführerisch ist.“

Doch Cora entgegnete in strengem Tone: „Das ist keine Entschuldigung. Der arme Mann ist sehr zu beklagen. Unser Nachbar nebenan, Herr Barbou, befindet sich in der nämlichen Lage. Seine Frau hat sich in einen Maler oder dergleichen verliebt, der hier den Sommer zuzubringen pflegte und ist

schließlich mit ihm nach England gegangen. Ich begreife nicht, wie eine Frau so tief sinken kann. Ich denke, es sollte eine besondere Strafe geben für solche elende Geschöpfe, die Schmach und Schande über ihre Familie bringen.“

Jetzt erschien die Amme und brachte Desirée herbei. Das Kind war von einer weißen Spitzenwolke umgeben wie ein Engel. Es schaute mit seinen leeren, ausdruckslosen Auglein bald auf seine Mutter, bald auf Madame Torchebeuf.

Jetzt näherten sich auch die Herren. Cachelin nahm seine Enkelin und hob sie stolz in die Höhe, indem er ausrief: „Das bleibt doch das Beste in der Welt! Nicht wahr, Vater Savon?“

Der Alte sagte nichts; vielleicht weil er sich Vieles dachte, vielleicht auch, weil ein Diener mit der Meldung erschien, daß das Essen aufgetragen sei.

E n d e.

R o s e.

Die Geschichte einer Bauernmagd.

Von Guy de Maupassant.

Da das Wetter sehr schön war, hatten die Leute des Wirtschaftshofes rascher als sonst ihr Mittagbrod verzehrt und waren dann in die Felder hinaus geeilt.

Die Magd Rose war allein in der großen Küche zurückgeblieben, wo auf dem Herd unter einem mit Wasser gefüllten Topfe das Feuer langsam verglomm. Aus diesem Wasser schöpfte sie von Zeit zu Zeit, um das Eßgeschirr zu reinigen. In diesem Geschäfte hielt sie manchmal einen Augenblick inne, um die zwei leuchtenden Vierecke zu betrachten, welche die Sonne durch das Fenster auf den langen Tisch warf und in welchen die Löcher der Scheiben zu sehen waren. Drei kecke Hühner suchten Brodkrümchen unter den Stühlen. Durch die offene Thüre drangen die Gerüche des Geflügelhofes und der laue Jauchengeruch aus den Ställen herein; in der Stille der sengenden Mittagshitze vernahm man den hellen Schrei der Hähne.

Als die Magd ihre Arbeit verrichtet, den Tisch abgestäubt, den Herd gereinigt und die Teller auf dem hohen Schrein aufgeräumt hatte, der im Hintergrunde stand, neben der großen Uhr im Holzgehäuse mit dem hellen Tiktak, athmete sie auf, ein wenig betäubt und bekloffen, ohne zu wissen warum. Sie betrachtete die aus Lehm gestampften, geschwärzten Mauern, die vom Rauch gebräunten Sparren des Balkenwerkes, an welchem Spinnewebe, Häringe und Zwiebelkränze hingen; dann setzte sie sich, gleichsam belästigt durch die nach Jahren und Jahren riechenden Ausdünstungen, welche die Hitze des Tages aus dem gestampften Boden hervorrief, der im Laufe der Zeiten so viele Dinge, die hier verschüttet worden, aufgesogen hatte. Darenin mengte sich auch der scharfe, würzige Geruch der Milch, die in der anstoßenden Kammer zum Stocken aufgestellt war. Sie hatte eine Nährarbeit zur Hand nehmen wollen, wie sie es sonst zu thun gewohnt war, aber es fehlte

ihr heute die Kraft dazu und sie trat vor die Schwelle, um frische Luft zu schöpfen.

Von dem hellen Sonnenlichte geliebkostet, fühlte sie eine Milde in ihr Herz einziehen, ein Gefühl des Wohlbehagens, das alle ihre Glieder durchdrang.

Vor der Thüre stand der Düngerhaufen, aus dem unablässig ein leichter Dampf aufstieg. Da wälzten sich die Hühner auf der Seite liegend herum und scharren mit einem Fuße in dem Dünger, um Nahrung zu finden. Mitten unter ihnen stand stolz und prächtig der Hahn. Jeden Augenblick erkor er sich eine Henne, die er gackernd umkreiste. Die Henne empfing ihn mit ausgebreiteten Flügeln und legte sich dann wieder auf den Düngerhaufen hin, während der Hahn mit lautem Krähen seine Eroberungen zählte.

Gedankenlos betrachtete die Magd dieses Treiben. Dann erhob sie die Augen und war wie geblendet von dem Schimmer der in weißem Blüthenschmuck prangenden Aepfelbäume. Ein mächtiges Verlangen sich zu bewegen, zu laufen, sich in der warmen, gesunden Luft hinzuwerfen und die Glieder zu recken erfüllte sie. Von einem schier thierischen Wohlbehagen gedrängt that sie mit geschlossenen Augen einige Schritte vorwärts, dann begab sie sich ruhig nach dem Hühnerstall, um Eier zu suchen. Sie fand deren dreizehn, die sie an sich nahm und ins Haus trug. Als sie dieselben in dem Schreine verschlossen hatte, fühlte sie sich durch die Ruchengerüche von neuem belästigt, ging wieder hinaus und setzte sich ins Gras.

Der von Bäumen eingeschlossene Pachthof schien zu schlafen. Das hohe Gras war von einem fatten Grün; der Schatten der Aepfelbäume bildete große, runde Flecke; die Strohdächer der Wirtschaftsgebäude entsandten einen schwachen Dunst, als ob alle Feuchtigkeit der Ställe und Speicher durch das Stroh entweichen würde.

Die Magd gelangte zur offenen Scheune, wo die Karren und Fuhrwerke des Pachthofes eingestellt wurden. In dem Graben, der um den ganzen Weiler lief, gab es da eine grüne Vertiefung, mit Beilchen dicht bestanden, deren Duft sich weithin verbreitete; über den Graben hinweg sah man die Landschaft, eine weite Ebene, in der die Saaten in die Halme schossen; da und dort standen einige Bäume beisammen. Menschen und Pferde, die bei der Feldarbeit beschäftigt waren, sahen in der großen Ferne wie Spielzeuge aus, die sich fortbewegen.

Die Magd holte aus der Scheune ein Bündel Stroh und warf es in diese Vertiefung, um sich darauf zu setzen; dann, weil ihr Dies nicht behaglich schien, löste sie den Bund, streute das Stroh aus und warf sich auf den Rücken hin, die Beine lang ausgestreckt, die Arme unter den Kopf gelegt.

In lieblichem, trägem Duseel schloß sie langsam die Augen. Schon war sie im Begriffe, ganz einzuschlafen, als sie von zwei Händen sich an der Brust gefaßt fühlte. Mit einem Satz richtete sie sich auf. Es war Jakob der Hofknecht, ein großer, stattlicher Picarde, der sich seit einiger Zeit um ihre Gunst bewarb. Er arbeitete heute in der Schafhürde und als er sie da im Schatten sich ausstrecken gesehen hatte, war er mit lusternen Augen herbeigeschlichen.

Er wollte sie küssen, aber Rose war ebenso stark wie er und empfing ihn mit Maulschellen. Nachdem sie sich in dieser

Weise guten Tag gesagt hatten, setzten sie sich neben einander ins Gras und begannen freundschaftlich zu plaudern. Sie redeten vom Wetter, das den Saaten günstig sei; von dem Jahr, das sich sehr gut ankündige; von ihrem Herrn, der ein wackerer Mann sei, von den Nachbarn, von der ganzen Gegend ringsumher, von sich selbst, ihrem Dorfe, ihrer Jugend, ihren Erinnerungen, ihren Eltern, die sie seit langer Zeit, vielleicht für immer verlassen hatten. Sie ward durch diese Gespräche allmählig gerührt; er rückte immer näher und rieb sich an sie, immer mehr von der Begierde gefoltert.

— Es ist so lange her, daß ich meine Mutter nicht gesehen habe, sprach die Magd. Es ist doch bitter, so weit von einander zu sein.

Und ihr Auge schweifte durch den Raum gen Norden, wo es das grüne Heimathsdorf zu sehen glaubte.

Er aber faßte sie plötzlich hinten am Nacken und küßte sie. Mit der geballten Faust fuhr sie ihm dermaßen ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase hervorschoß. Er erhob sich und lehnte den Kopf an einen Baumstamm, um sich die Kleider nicht mit Blut zu beslecken. Jetzt war ihr Leid, was sie gethan hatte; sie näherte sich ihm und fragte:

— Thut's Dir weh?

Er lachte. Nein, es war nichts. Sie führe eine derbe Faust und habe just in die Mitte getroffen. Er betrachtete sie mit einer Art Bewunderung und Respekt, in welche sich der Beginn einer wahren aufrichtigen Liebe zu dieser großen, starken Dirne mengte.

Als das Nasenbluten aufgehört hatte, schlug er ihr vor, sie möchten zusammen ein Stück spazieren gehen. Er fürchtete nämlich ihre starke Faust, wenn sie so Seite an Seite säßen. Doch sie faßte ihn am Arme, wie die Verlobten es thun, wenn sie des Abends spazieren gehen, und sagte ihm:

— Es ist nicht recht von Dir, Jacques, daß Du mich so verachtest.

Doch er wehrte sich; nein, er verachte sie nicht, er liebe sie ganz einfach.

— Du willst mich also zum Weib nehmen? fragte sie.

Er zögerte und betrachtete sie von der Seite, während sie ins Leere starrte. Sie hatte volle, rothe Wangen, eine breite, hochgewölbte Brust, dicke, frische Lippen; auf ihrem Busen, den das grobe Leinenhemd zur Hälfte bloß ließ, stand der Schweiß in großen Tropfen. Er fühlte sein Verlangen von neuem wachsen und flüsterte ihr ins Ohr:

— Ja, ich will.

Da warf sie ihm die Arme um den Hals und küßte ihn so lange, daß sie Beide darüber den Athem verloren.

Und von diesem Augenblicke begann zwischen ihnen die ewige Geschichte der Liebe. Sie koseten in allen Winkeln; sie trafen sich beim Mondenschein, unter einem Heuschaber und bearbeiteten sich unter dem Tische gegenseitig mit ihren schweren, nagelbeschlagenen Schuhen, daß sie die Beine voll blauer Flecke hatten.

Doch allmählig schien Jacques ihrer überdrüssig zu werden; er ging ihr aus dem Wege und vermied es, mit ihr zu reden. Da ward sie von einem Zweifel und von tiefer Trauer erfaßt und nach einiger Zeit machte sie die Wahrnehmung, daß sie schwanger sei.

Anfänglich war sie darob völlig niedergeschlagen; dann aber bemächtigte sich ihrer ein Zorn, der von Tag zu Tage wuchs, weil sie ihn nicht treffen konnte, so sehr ging er ihr aus dem Wege.

Endlich, eines Nachts, als auf dem Pachtthofe schon Alles schlief, erhob sie sich von ihrem Lager, bloß mit einem Rocke bekleidet und barfüßig, ging über den Hof und öffnete die Thüre des Stalles, wo Jacques in einer oberhalb der Pferde befestigten und mit Stroh gefüllten Kiste schlief. Als er sie kommen hörte, begann er zu schnarchen; allein sie kletterte zu seiner Bettstätte empor und schüttelte ihn so lange, bis er sich aufrichtete.

— Was willst Du? fragte er.

— Ich will, daß Du mich zum Weibe nimmst, da Du es mir versprochen hast, erwiderte sie zähneknirschend.

Da begann er aber zu lachen und entgegnete:

— Mein Gott! wenn man alle Dirnen heirathen wollte, mit welchen man es gethan hat . . .

Doch sie faßte ihn an der Kehle, warf ihn auf das Lager hin und hielt ihn da so fest, daß er sich nicht rühren konnte.

— Ich bin schwanger! Hörst Du's? ich bin schwanger! keuchte sie.

Er röchelte und drohte zu ersticken. So blieben sie lange stumm und regungslos in dem finsternen Stalle, in dem kein anderes Geräusch zu hören war, als das der Kinnladen der fressenden Thiere.

Als Jacques sah, daß sie die Stärkere sei, keuchte er:

— Nun gut, ich werde Dich heirathen.

Aber sie glaubte seinen Versprechungen nicht mehr.

— Sofort mußt Du mich heirathen. Morgen mußt Du das Aufgebot bestellen.

— Sofort.

— Schwöre bei dem allmächtigen Gott!

— Ich schwöre, sagte er nach einigem Zögern.

Jetzt ließ sie locker und ging, ohne ein Wort mehr zu sagen.

Es vergingen einige Tage, ohne daß sie mit ihm reden konnte; der Stall war fortan Nachts geschlossen, so daß sie, ohne Lärm zu machen, nicht hinein konnte.

Eines Morgens sah sie einen unbekanntem Knecht zur Frühsuppe kommen.

— Ist Jacques fort? fragte sie.

— Ja, ich bin statt seiner.

Sie begann so heftig zu zittern, daß sie den Kessel nicht vom Feuer zu nehmen vermochte. Dann, als die Leute zur Arbeit ausgezogen waren, ging sie in ihre Kammer und weinte lange.

(Fortsetzung folgt.)



A. Sieber fec.

BUDAPEST

VERLAG
C. GRIMM

Im Verlage von
Gustav Grimm in Budapest
ist soeben erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen :

Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Lexikon

unter Mitwirkung vieler Humoristen herausgegeben

von

JEAN QUIRIT.

(Redacteur des „Caviar“.)

Zwei starke Bände im Umfange von **80 Bogen = 1280 Seiten** feinsten
Ausstattung; in Umschlag mit Titelzeichnung von G. Sieben kosten beide Bände broschirt
8 Mark = fl. 4 ö. W. In zwei elegante Leinwandbände mit Farbendruck gebunden
10 Mark = fl. 5 ö. W.

„Witz, Humor, Satyre“ bildet eine humoristische Encyclopädie in alphabetischer Ordnung
enthält alles Gute auf dem Gebiete der

Anecdoten, Witze, Aphorismen, Aperçus, feinen Pikanterie
in Prosa und in Versen, mit dem Grundsatz: Alles gute Neue und von Bekanntem das Vorzüglichste.

Ferner ist in gleichem Verlage soeben erschienen und durch jede Buchhandlung
zu beziehen :

Pariser Nächte. | Wie man in Paris liebt.

Aus dem Französischen übersetzt

von

H. Schwarz.

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.

Aus dem Französischen übersetzt

von

H. Schwarz.

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.